

Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg

Fakultät Wirtschaft und Soziales

Department Soziale Arbeit

Bewältigungsstrategien von Frauen* bei häuslicher Gewalt

Bachelor-Thesis

Tag der Abgabe: 14.08.2018

Vorgelegt von:

████████████████████

Matrikel-Nr.:

██████████

Adresse:

██

Betreuende Prüferin: Prof. Dr. Carmen Gransee

Zweite Prüferin: Prof. Dr. Susanne Vaudt

Inhaltsverzeichnis

Abbildungs- und Tabellenverzeichnis	5
Einleitung.....	9
1. Häusliche Gewalt gegen Frauen*	12
1.1 Entstehung des Gewaltbegriffs.....	12
1.1.2 Häusliche Gewalt - der Gewaltbegriff	13
1.2 Formen häuslicher Gewalt.....	14
1.2.1 Physische Gewalt	14
1.2.2. Sexualisierte Gewalt.....	15
1.2.3 Psychische Gewalt	15
1.2.4 Soziale Gewalt.....	15
1.2.5 Ökonomische Gewalt.....	16
1.3. Deutungsansätze häuslicher Gewalt	16
1.3.1 Lerntheoretischer Ansatz.....	16
1.3.2 Ressourcen- und Austauschtheorie.....	17
1.3.3 Feministischer Erklärungsansatz.....	18
1.4 Erklärungsversuche für das Aushalten der Frau* von Gewalt in der Beziehung. 18	
1.4.1 Verantwortlichkeit der Frau* für die Partnerschaft	19
1.4.2 Zyklus der Gewalt.....	19
1.4.3 Muster von Frauen* in Gewaltbeziehungen nach Helfferich	21
1.5 Vorkommen und Häufigkeit von häuslicher Gewalt	23
1.6 Folgen von häuslicher Gewalt gegen Frauen*	26
1.7 Zusammenfassung	27
2. Gewaltbewältigung von Frauen* bei häuslicher Gewalt.....	29
2.1. Begriffserklärung Bewältigung	29
2.1.1 Inhalt von Bewältigung.....	30
2.1.1.1 Bewältigung durch Sinn- und Verantwortungssuche	30
2.1.1.2 Bewältigung durch soziale Unterstützung.....	32
2.1.2 Bewältigungsressourcen.....	33
2.1.3 Bewältigungsformen	35
2.1.4 Auswahl der Bewältigungsform	35
2.2 Gewaltbewältigung von Frauen*	36

2.2.1 Bewältigungsstrategie nach Gemünden	36
2.2.2 Bewältigungsreaktionen nach Müller und Schröttle	38
2.3 Zusammenfassung	39
3. Lebensbewältigung nach Lothar Böhnisch	40
3.1 Zur Person Lothar Böhnisch und der Lebensbewältigung	40
3.2 Historischer Hintergrund	41
3.3 Psychosoziales Gleichgewichtsstreben	42
3.4 Das 3-Zonen-Modell	43
3.4.1 Die personal-psychodynamische Zone	43
3.4.2 Die relational-intermediäre Zone	45
3.4.2.1 Bewältigungskultur Milieu	46
3.4.2.2 Bewältigungskultur Familie	46
3.4.3 Die sozialstrukturell sozialpolitische Zone	48
3.4.3.1 Das Konzept Lebenslage	49
3.4.3.2 Das Konzept Bewältigungslage	50
3.4.3.3 Vier Dimensionen der Bewältigungslage	50
3.5 Bewältigungsverhalten geschlechtsdifferent betrachtet	51
3.5.1 Bewältigungsverhalten von Frauen*	52
3.5.2 Geschlechterrollen in der Familie	53
3.5.3 Die Soziale Arbeit und eine geschlechtssensible Arbeit	54
3.6 Reflexions- und Arbeitsprinzipien einer bewältigungs-orientierten Sozialen Arbeit	54
3.6.1 Soziale Kompetenzen	55
3.6.2 Reframing	55
3.6.3 Funktionale Äquivalente	56
3.6.4 Empowerment und Befähigung	56
3.6.5 Frauen*beratung in der Sozialen Arbeit	57
3.7 Zusammenfassung	58
4. Forschung	60
4.1 Qualitative Sozialforschung	60
4.2 Datenerhebung in der Forschung	61
4.2.1 Definition von Expert*inneninterviews und Beschreibung der Teilnehmer*innen	62
4.2.2 Vorbereitung und Durchführung der Interviews	63
4.2.3 Vorgehensweise in der vorliegenden Forschung	63

4.2.4 Datenauswertung in der qualitativen Forschung.....	64
4.3 Ergebnisse der empirisch erhobenen Daten.....	65
4.3.1 Aktive Gewaltbewältigung.....	65
4.3.1.1 Problemlösende Gewaltbewältigung.....	65
4.3.1.2. Gründe für bzw. gegen eine Trennung	67
4.3.1.3 Reaktive Bewältigung	68
4.3.1.4 Unterstützende Gewaltbewältigung	68
4.3.2 Passive Gewaltbewältigung	69
4.3.2.1 Psychische Gewaltbewältigung	69
4.3.2.2 Verdrängung als passive Bewältigungsform.....	70
4.3.2.3 Vermeidende Gewaltbewältigung	70
4.3.3 Bedingungen zur Auswahl der Gewaltbewältigungsform.....	71
4.3.3.1 Lernen in der Herkunftsfamilie	71
4.3.3.2 Situationsabhängigkeit und Tagesverfassung	71
4.3.4. Ziele der Gewaltbewältigung	72
4.3.4.1 Schutz und Überleben der eigenen Person und der Kinder.....	72
4.3.4.2 Beendigung und Reduktion der Gewalt	72
4.3.5 Gewaltbewältigungsressourcen und negative Beeinflussung der Gewaltbewältigung	73
4.3.5.1 Gewaltbewältigungsressourcen.....	73
4.3.5.2 Negative Einflüsse auf die Gewaltbewältigung	74
4.3.6 Maßnahmen zur Prävention und Intervention von häuslicher Gewalt.....	75
4.4 Zusammenfassung	76
5. Ausblick und Prävention für die Soziale Arbeit	77
6. Fazit.....	78
Literatur	80
Abbildungs- und Tabellenverzeichnis	87
Eidesstaatliche Erklärung	89

Abbildungs- und Tabellenverzeichnis

Abbildung 1:



Rad der Gewalt, Zentrale Informationsstelle Autonomer Frauenhäuser (ZIF), Seite 14

Abbildung 2:



Zyklus der Gewalt nach Leonore E. Walker, Seite 19

Abbildung 3:

DIAGRAMM 25: KÖRPERLICHE UND SEXUELLE GEWALTHANDLUNGEN DURCH DEN AKTUELLEN PARTNER. MEFRFACHNENNUNGEN. FALLBASIS: BEFRAGTE, DIE MINDESTENS EINE DER GEWALTHANDLUNGEN DURCH DEN AKTUELLEN PARTNER ERLEBT HABEN.



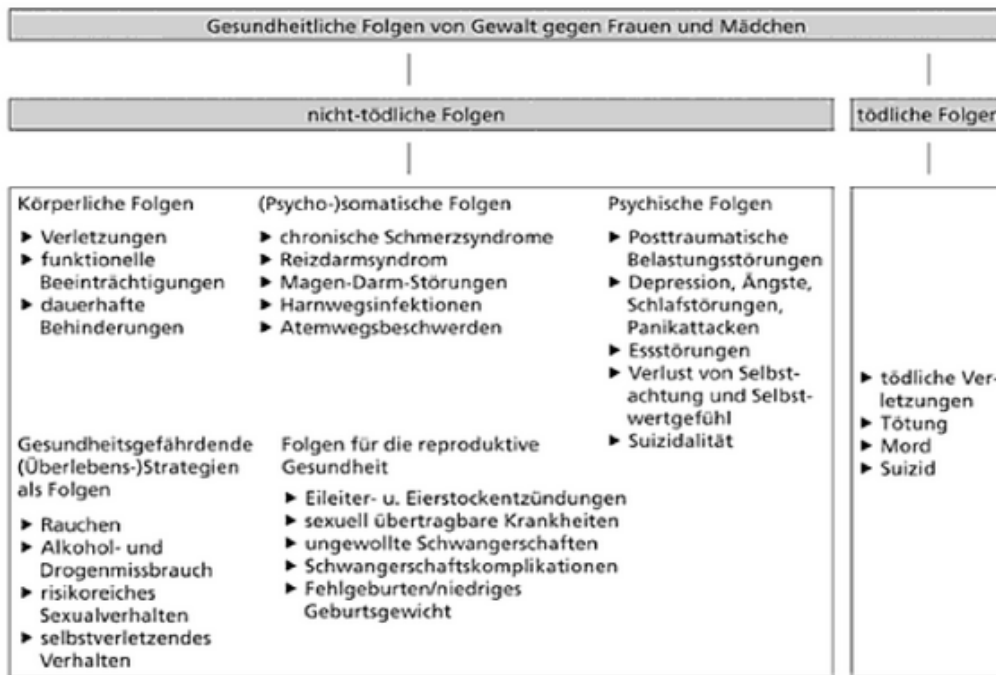
Verletzungen durch den Partner laut der Studie des BMFSFJ 2004, Seite 24

Abbildung 4:



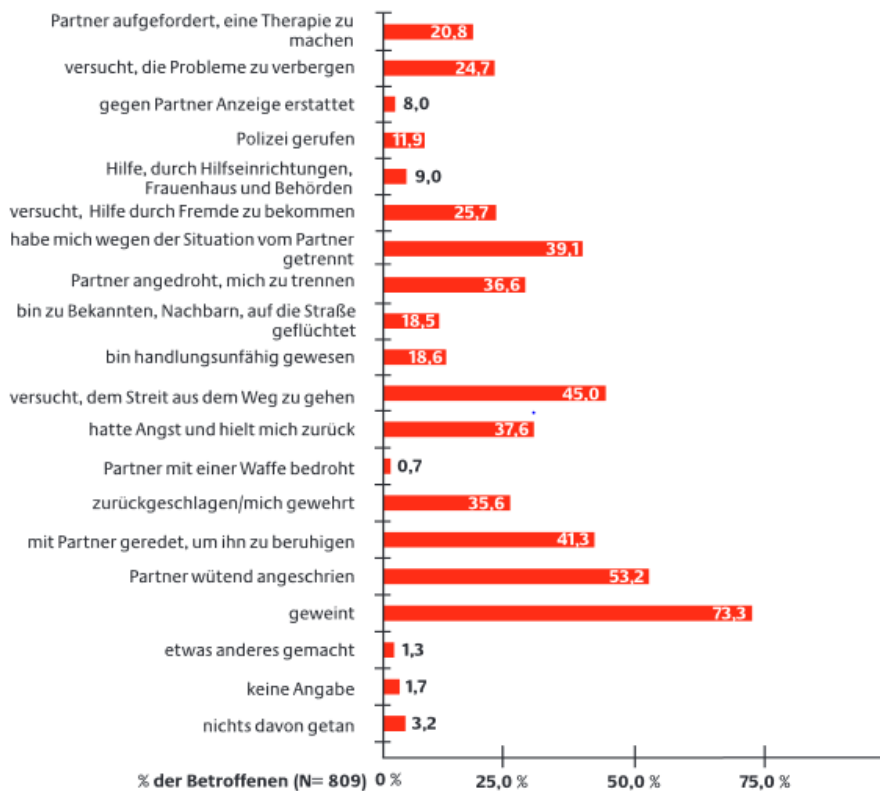
Ergebnisse der Studie des BMFSFJ aus 2004 zum Verhalten der Frauen* nach den
Gewalthandlungen, Seite 26

Abbildung 5:



Gesundheitliche Folgen von Gewalt gegen Frauen* und Kindern, Seite 27

Abbildung 6:



Bewältigungsreaktionen der Frauen* laut der Studie des BMFSFJ 2004, Seite 38

Einleitung

"Für Frauen[*] ist der vorgeblich sichere Hort der Familie ein sehr gefährlicher Platz: das Ausmaß an tätlicher Gewalt im privaten Zusammenleben ist ein unvorstellbar großes" (vgl. Dohnal)

Häusliche Gewalt ist kein unbekanntes Thema. Bereits in den 70er Jahren machte die Frauenbewegung (vgl. Brückner 1998: 67) auf dieses Thema mit dem Satz: "Das Private ist politisch" aufmerksam. Seit 1975 wird das Thema durch den Internationalen Tag in Deutschland politisch thematisiert (vgl. BFSFJ 2006). Doch erst Mitte der 80er Jahre wurde Gewalt gegen Frauen* und Mädchen* als Menschenrechtsverletzung international anerkannt und als Thema in der UNO behandelt (vgl. Egger et. al. 1995).

1999 erarbeitete die Bundesrepublik Deutschland den ersten Aktionsplan zur Bekämpfung von häuslicher Gewalt gegen Frauen*, 2007 folgte der zweite Aktionsplan (vgl. Frauenhauskoordinierung e.V.). In Berlin eröffnete ein Jahr nach dem ersten Aktionsplan das erste Frauenhaus Deutschlands, in dem die Frauen* und ihre Kinder Schutz vor häuslicher Gewalt erhalten und die Gewalterfahrungen verarbeiten konnten. Aktuell gibt es rund 353 Frauenhäuser, 40 Schutzwohnungen und 750 Beratungsstellen in Deutschland (vgl. BIG e.V.).

Gewalt gegen Frauen* hat viele verschiedene Formen, die meistens im privaten Raum begangen wird. Dadurch ist sie für viele Außenstehende nicht ersichtlich. Erleben Frauen* und Kinder Gewalt, hat dies weitreichende Konsequenzen für sie. Unmittelbar sind die Verletzungen, doch langfristig gesehen kämpfen sie mit gesundheitlichen und psychischen Problemen, die ihre Teilhabe an einem vollwertigen und gesellschaftlichen Leben erschweren. Hier ist die Gesellschaft, die Politik und die Soziale Arbeit gefragt, um Hilfsangebote bereitzustellen und ein Verständnis für die Thematik der häuslichen Gewalt zu erhalten, damit die Verarbeitung der erlebten Gewalt erleichtert werden kann (vgl. UN Women a).

Nach der ersten repräsentativen Studie in Deutschland zu dem Thema häusliche Gewalt, die im Auftrag der Bundesregierung 2004 durchgeführt wurde, erlebt jede vierte Frau* in Deutschland im Alter zwischen 16-65 Jahren einmal Gewalt durch den Partner*. International gesehen sind es sieben von zehn Frauen*. Auch das BKA veröffentlicht jedes Jahr die aktuellen Zahlen von häuslicher Gewalt, diese steigen jedes Jahr erneut an. Demnach erlebten 2016 81.600 Frauen* eine

Körperverletzung, 11.900 davon eine schwere Körperverletzung, 367 wurden ermordet oder starben durch Totschlag. Hierbei handelt es sich nur um die offiziellen Zahlen, wie viele Frauen* tatsächlich täglich häusliche Gewalt erleben ist aufgrund der Dunkelziffer nicht ersichtlich (vgl. UN Women b).

Es gibt ein großes Hilfsnetz an Zufluchtsmöglichkeiten wie Frauenhäuser, Beratungsstellen oder das bundesweite Hilfetelefon, an die Frauen* sich bei häuslicher Gewalt wenden können (vgl. Bundesverwaltungsamt). Ebenso wurden juristische Verbesserungen durch das Gewaltschutzgesetz vorgenommen, wie z.B. die Schutzanordnungen oder die Zuweisung der Wohnung (vgl. BSFSJ 2017). Dennoch bleiben viele Frauen* für einen langen Zeitraum, teilweise über Jahre bis zu ihrem ganzen Leben in der Gewaltbeziehung.

Diese Bachelorthesis befasst sich mit der Frage:

"Aus welchen Gründen halten manche Frauen über einen langen Zeitraum an der Gewaltbeziehung fest und sehen eine Trennung nicht immer als erste Bewältigungsmaßnahme?"*

Zur Erörterung der Fragestellung gliedert sich diese Bachelorthesis zuerst mit der Thematik der häuslichen Gewalt. Dabei wird definiert, was in dieser Arbeit unter häuslicher Gewalt verstanden wird und welche Formen von häuslicher Gewalt bestehen. Darauf folgend wird durch drei Erklärungsansätze das Entstehen von häuslicher Gewalt erläutert und Erklärungsansätze für die Gewalterduldung von Frauen* betrachtet, ebenso wie aktuelle Zahlen. Der nächste Themenblock beinhaltet die Definition, Inhalte und Formen von Bewältigung. In dem dritten Themenblock wird die Theorie 'Lebensbewältigung' von Lothar Böhnisch genauer erläutert und auf das Thema der häuslichen Gewalt bezogen. Unter anderem werden Entstehungsgründe für Gewalt in der Familie und das Aushalten der Frau* genauer erörtert und daraus Aufgaben für die Soziale Arbeit entwickelt. Das bereits erarbeitete Wissen in dieser Arbeit wird durch die Forschung von Linda Ueckerth verdeutlicht. In dieser Forschung wurden Expertinnen*interviews mit Frauenhausmitarbeiterinnen* durchgeführt, die Auskunft über die verschiedenen Gewaltbewältigungsformen von Frauen* geben. Es werden Gründe für die Auswahl und die damit verbundenen Ziele der entsprechenden Bewältigung geliefert, ebenso wie die Nicht-Inanspruchnahme einer bestimmten Bewältigungsform. Im Anschluss an die Forschung wird ein kleiner

Ausblick auf bereits vorhandene Präventionsmaßnahmen beziehungsweise Handlungsfelder im Bezug auf die Arbeit der Sozialen Arbeit gegeben.

Diese Arbeit beschäftigt sich ausschließlich mit häuslicher Gewalt gegen Frauen* die von Männern* ausgeübt wird. Das häusliche Gewalt ebenfalls von Frauen* gegen ihre*n Partner*in und ihrer Kinder ausgeübt werden kann, wird deswegen nicht weiter beachtet. Somit beschäftigt sich auch der Theorieteil lediglich mit der Lebensbewältigung von Frauen*

Das Ziel dieser Arbeit ist zu verdeutlichen, dass häusliche Gewalt ein schichtübergreifendes Problem in unserer Gesellschaft ist. Bestehende Vorurteile gegenüber Frauen*, die häusliche Gewalt erfahren, sollen aufgeräumt und ein differenzierter Blick auf die möglichen Bewältigungsstrategien gegeben werden, die die Frauen* subjektiv für sich wählen. Dabei soll aufgezeigt werden, dass das Bleiben in einer gewaltvollen Partnerschaft nicht als Schwäche der Frau* bezeichnet werden kann, sondern es sich hierbei ebenfalls um eine Bewältigungsstrategie handelt, die gewürdigt und anerkannt werden muss.

1. Häusliche Gewalt gegen Frauen*

Das erste Kapitel befasst sich mit der Definition und den verschiedenen Formen der häuslichen Gewalt gegen Frauen*. Darauffolgend wird versucht, durch drei theoretische Deutungsansätze, die Thematik der häuslichen Gewalt und ihre Entstehung herauszuarbeiten und verschiedene Erklärungsansätze für das Gewalterdulden von Frauen* zu erläutern. Abschließend befasst sich dieses Kapitel mit dem Vorkommen, der Häufigkeit und den Folgen von häuslicher Gewalt.

1.1 Entstehung des Gewaltbegriffs

Über die Auslegung des Gewaltbegriffs findet noch immer eine Debatte statt. Je nachdem wie weit oder eng der Begriff 'Gewalt' gefasst wird, werden nur einzelne Gewalthandlungen betrachtet und somit andere Opfererfahrungen ausgegrenzt. Nach Faulseit et. al. (2001:27) sollten alle Facetten der Gewalt mit angeführt werden, um somit alle Diskriminierungserfahrungen und Menschen sichtbar zu machen (vgl. ebd.). Durch einen weitgefassten Gewaltbegriff können alle unterschiedlichen Gewaltdimensionen, (vgl. Stövesand 2007: 38) die sich in "strukturell/individuell, direkt/indirekt, psychisch/ physisch, intentional/nicht willentlich" (Stövesand 2007: 38) äußern können, erfasst werden (ebd.). Die persönliche Verantwortung des Einzelnen muss benennbar bleiben und nicht hinter strukturellen Faktoren versteckt werden (ebd.). Michael Honig führt an, dass aufgrund des Wechselspiels von Staatsgewalt und Gewalthandlung, individuelle und strukturelle Aspekte kaum voneinander zu trennen sind. Der Staat reguliert durch die stetig vorhandene, unsichtbare Androhung staatlicher Gewalt die Gewalt durch das Individuum. Dadurch entsteht ein ordnungspolitischer Charakter für die Gesellschaft. Außerdem ist anzumerken, dass jede Gewalthandlung, die vom Individuum begangen wird, ein vergesellschaftetes Handeln ist, da sie unter anderem durch Machtunterschiede sozial strukturiert sind (vgl. Honig 1986: 259f.). Die anschließende Definition von Hagemann-White berücksichtigt die geschlechtlichen und gewaltspezifischen Dimensionen, die jede Festschreibung umgeht. Gewalt im Geschlechterverhältnis meint (vgl. Stövesand 2007: 39)

"jede Verletzung der körperlichen oder seelischen Integrität einer Person, welche mit der Geschlechtlichkeit des Opfers[*], wie des Täters[*] zusammenhängt und unter Ausnutzung eines Machtverhältnisses durch die strukturell stärkere Person zugefügt wird" (Hagemann-White 1997: 29).

Hagemann-White weist auf die gesellschaftliche Dimension hin, jedoch auch auf die persönliche Verantwortung und entsprechende Alternativhandlungen (vgl. Stövesand 2007: 39). Margrit Brückner merkt an, dass nur die betroffene Person selbst bestimmen kann, ob und wodurch sie verletzt wurde. Ansonsten wird die Person erneut in ihrer Integrität gefährdet (vgl. Brückner 2002: 11).

Somit gibt es viele verschiedene Gewaltbegriffe die sich mit der Thematik Gewalt und Frauen* beschäftigen wie z.B. 'Gewalt gegen Frauen*', 'häusliche Gewalt' oder 'Gewalt in der Familie'. Der Begriff 'Gewalt gegen Frauen*' ist durch die Frauenhaus- und feministische Bewegung geprägt. Durch diesen Begriff sollte das patriarchalkritische Gewaltverständnis angeprangert werden (vgl. Stövesand 2007: 31). Laut Hagemann-White steht Gewalt gegen Frauen* dafür,

"dass Mißhandlung [Sic!] nicht durch die Persönlichkeit und das Verhalten der einzelnen Beteiligten verursacht, sondern in der Gesellschaft verankert ist" (Hagemann-White 1997: 19).

Mittlerweile hat sich der Begriff 'häusliche Gewalt' etabliert (vgl. Kavemann u.a. 2001: 24f.).

1.1.2 Häusliche Gewalt - der Gewaltbegriff

Durch den Gebrauch 'häusliche Gewalt' wird deutlich wo die Gewalt stattfindet, denn "häusliche Gewalt findet im Umfeld des eigenen Zuhauses statt" (Dlugosch 2010a: 24) ohne das die Öffentlichkeit etwas mitbekommt (vgl. Brzank 2012: 27). Die Familie soll ein Ort der Geborgenheit und des Vertrauens darstellen, für viele Frauen* ist es der Ort der Gewalterfahrung. Vergewaltigungen und Misshandlungen innerhalb der Familie sind statistisch gesehen ein größeres Risiko als auf der Straße. Beschreibend ist hierfür das nicht vorhandene Unrechtsbewusstsein des Täters*, da dieser in der Regel der Meinung ist, dass die Frau* sich unterzuordnen hat (vgl. Brückner 1998: 19). Demnach handelt es sich um eine berechtigte Züchtigung des Mannes* (vgl. Velten 1996: 110). Rabes Definition grenzt den Personenkreis, zwischen denen die Gewalt stattfindet, wie folgt ein:

"Der Begriff häusliche Gewalt umfasst die Formen der physischen, sexuellen, psychischen, sozialen und emotionalen Gewalt, die zwischen erwachsenen Menschen stattfindet, die in nahen Beziehungen zueinander stehen oder gestanden haben. Das sind in erster Linie Erwachsene in ehelichen und nicht-ehelichen Lebensgemeinschaften aber auch in anderen Verwandtschaftsbeziehungen" (Rabe, 2005: 125).

Nach dieser Definition findet häusliche Gewalt lediglich unter Erwachsenen statt. Häusliche Gewalt hat allerdings verschiedene Erscheinungsformen und kann ebenso zwischen Eltern und Kindern oder Geschwistern entstehen (vgl. Lamnek et al. 2013: 113). Lamnek et. al. legt den Fokus ihrer Definition auf die Personen im Allgemeinen, demnach ist häusliche Gewalt "Gewalt unter Personen, die intim oder eng verwandt sind und ständig oder zyklisch zusammen wohn(t)en" (Lamnek et al. 2013: 113). Die feministische Literatur verwendet den Begriff häusliche Gewalt gleichbedeutend als Partnergewalt gegen Frauen* (vgl. Duglosch 2010a: 23). Für Middecke-Sartorius geht es bei häuslicher Gewalt

"immer um Gewaltstraftaten, die fast ausschließlich von Männern[*] in engeren- bestehenden oder ehemaligen Beziehungen- zu Frauen[*] ausgeübt werden und überwiegend im vermeintlichen Schutzraum der eigenen vier Wände, also 'zu Hause' stattfinden. Männer[*] versuchen damit, Macht und Kontrolle über die Frau[*] auszuüben" (Middecke-Sartorius 2003: 44).

Die Machtunterschiede zwischen den Geschlechtern ist signifikant für häusliche Gewalt. Dabei steht die Macht des Mannes* und seine Dominanz im Vergleich zur Frau* im Vordergrund (vgl. Brückner 2001: 130).

1.2 Formen häuslicher Gewalt

Nach der Definition von Myke und Jordan unterscheiden sich die Formen häuslicher Gewalt in physischer, sexualisierter, psychischer, sozialer und ökonomischer Form. Meistens werden die einzelnen Formen vom Täter* kombiniert (vgl. Myke, Jordan 2010: 172) (siehe Abbildung 1 zur Veranschaulichung).

1.2.1 Physische Gewalt

Physische Gewalt ist in der Regel als solche erkennbar, da meistens sichtbare Verletzungsfolgen entstehen (vgl. Zander). Jedoch können die Angriffe so ausgeübt werden, dass die Verletzungen für Dritte nicht direkt erkennbar sind. Hierzu zählen Schläge auf den Bauch oder das Ziehen an den Haaren (vgl. Hirigoyen 2006: 40). Physische Gewalt äußert sich in

"stoßen, treten, schlagen, boxen, mit Gegenständen werfen, [...] mit den Fäusten prügeln, mit dem Kopf gegen die Wand schlagen, mit Zigaretten verbrennen, prügeln mit Gegenständen, Attacken mit Waffen bis hin zum Mord (-versuch)" (Nunner-Winkler 2004: 39).

Grundsätzlich wird in leichter und schwerer Gewaltform unterschieden. Die leichten physischen Gewalthandlungen werden partiell gesellschaftlich toleriert, hierbei handelt es sich um eine Ohrfeige oder einen leichten Klaps auf den Kopf, da es sich um 'Erziehungsmaßnahmen' handelt (vgl. Lamnek et. al. 2012: 115).

1.2.2. Sexualisierte Gewalt

Sexualisierte Gewalt äußert sich von sexuellen Berührungen, sexueller Nötigung bis zur Vergewaltigung (vgl. Gerlach 2013: 229). Durch Drohungen und Anwendung von Gewalt wird die Frau* gezwungen, die sexuellen Praktiken über sich ergehen zu lassen (vgl. Lamnek et. al. 2012: 116). Eine Vergewaltigung ist nach Brownmiller "ein sexuelles, gewaltsames Eindringen in den Körper, [...] ohne dass die Frau[*] ihr Einverständnis dazu gegeben hätte" (ebd. 1991: 285).

1.2.3 Psychische Gewalt

Der Bundesverband Frauenberatungsstellen und Frauennotrufe (bff) definiert psychische Gewalt als Form

"der emotionalen Schädigung und Verletzung einer Person, beispielsweise durch direkte psychisch-verbale Drohungen, Beleidigungen oder einschüchterndes und kontrollierendes Verhalten" (bff).

Dadurch soll das Opfer* in ihrer Persönlichkeit abgewertet, verunsichert und gefügig gemacht werden (vgl. Hirigoyen 2006: 24ff). Zu psychischer Gewalt zählen Beleidigungen, Beschimpfungen und Ignoranz (vgl. bff), ebenso wie emotionale Erpressungen, Liebesentzug (vgl. Peichl 2008: 32), ständige Schuldzuweisung und Verbote (vgl. Zander). Die Täter* erhöhen die Intensität ihrer psychischen Gewalt, bis sie von den Opfern* als alltäglich angesehen werden (vgl. Hirigoyen 2006: 24ff.). Psychische Gewalt ist fein strukturiert und dadurch für Außenstehende nur schwer zu erkennen (vgl. bff).

1.2.4 Soziale Gewalt

Formen sozialer Gewalt äußern sich in Kontaktverboten mit Freund*innen und Familie, ständiger Begleitung und Kontrolle durch den Partner*, Missachtung der Privatsphäre, Festlegung eines Zeitfensters für Unternehmungen und Kontrollanrufen. Die soziale Gewalt hat zwei Effekte. Der erste Effekt ist die Abhängigkeit der Frau*, die sich in sozialen und emotionalen Bereichen zeigt. Der

zweite Effekt hat zur Folge, dass die Gewalt von Außenstehenden nur schwer oder spät entdeckt werden kann, da kaum noch soziale Kontakte bestehen. Die Aufmerksamkeit der Frau* soll sich nur noch auf den Täter* beziehen (vgl. Hirigoyen 2006: 28f.). Oft werden zusätzliche Druckmittel eingesetzt, Gerüchte oder Lügen verbreitet (vgl. Zander) oder die Frau* im eigenen Haus eingesperrt (vgl. Kaselitz, Lercher 2002: 11). Durch die Isolierung der Frau* werden Kontakte zu Familie, Verwandten, Freund*innen und engeren sozialen Beziehungen unterbunden. Dadurch hat der Mann* die Frau* für sich alleine und kann über sie verfügen (vgl. Brückner 1998: 43). Aufgrund des starken psychischen Stresses, der permanent auf die Frau* ausgeübt wird, geben manche Frauen* den Wünschen des Partners* nach und vermeiden soziale Kontakte (vgl. Hirigoyen 2006: 28).

1.2.5 Ökonomische Gewalt

Ökonomische Gewalt wird unter anderem dann ausgeübt, wenn Frauen* über kein eigenes Einkommen verfügen und dadurch eine stärkere Abhängigkeit zum Partner* besteht, die dieser ausnützt. Dies äußert sich in Form von geringer oder keiner Bereitstellung finanzieller Mittel für die Haushaltsführung, Arbeitsverbote und keinem Kontozugang (vgl. Hirigoyen 2006: 47ff.). Frauen*, die über ihr eigenes Einkommen verfügen, müssen dieses abgeben oder sich für die Ausgaben rechtfertigen (vgl. Kaselitz, Lercher 2002: 11). Durch die Abhängigkeit vom Mann* befürchten viele Frauen* ökonomische Schwierigkeiten und trennen sich nicht (vgl. Hirigoyen 2006: 47).

1.3. Deutungsansätze häuslicher Gewalt

Im Folgenden wird der lerntheoretische Ansatz, die Ressourcen- und Austauschtheorie und der feministische Erklärungsansatz für die Entstehung von häuslicher Gewalt erläutert. Wichtig ist, dass es sich dabei allein um das Verständnis für die Entwicklung häuslicher Gewalt handelt und nicht um Rechtfertigungs- und Legitimationsversuche.

1.3.1 Lerntheoretischer Ansatz

Nach der Lerntheorie lernen Kinder im frühen Alter Werte, Normen und Rollen der Familie und Gesellschaft, ebenso wie gängige Konfliktlösungsstrategien und den Umgang mit Stress und Frustration durch die Familie (vgl. Dlugosch 2010a: 32).

Viele Kinder erleben dort allerdings das erste Mal Gewalt. Somit erlernen Kinder in den Familien, in denen häusliche Gewalt stattfindet, zum einen gewalttätiges Verhalten und zum anderen die Rechtfertigung des Verhaltens. Erwachsene, die in ihrer Kindheit selbst Gewalt erfahren oder miterlebt haben, neigen vermehrt zu Gewalthandlungen (vgl. Gelles 2002: 1068). Es wurde ein signifikanter Zusammenhang zwischen Gewalterfahrungen in der Familie und einem gesteigerten Risiko, als erwachsene Frau* Gewalt zu erfahren, erkannt (vgl. Stövesand 2007: 74). Dies wird durch die Studie des Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) verdeutlicht:

"Die Untersuchungsergebnisse zeigen auf, dass Frauen[*], die ab dem 16. Lebensjahr körperliche oder sexuelle Gewalt erlebt haben, in erheblich größerem Ausmaß Gewalt in der Herkunftsfamilie entweder als Zeuginnen* elterlicher Gewalt oder durch körperliche Züchtigung der Eltern erlebt haben und relevant häufiger durch sexuellen Missbrauch in der Kindheit betroffen sind" (BMFSFJ 2004: 22).

Durch erlernte Rollenbilder in der Kindheit kann ebenfalls die Opferrolle erlernt und die selben Verhaltensmuster übernommen werden (vgl. Egger et al. 1997: 50).

1.3.2 Ressourcen- und Austauschtheorie

Die Ressourcentheorie ist der Annahme, dass in dem System Familie, wie auch in allen anderen Systemen, materielle, soziale und emotionale Ressourcen verteilt sind. Umso mehr eine Person in der Familie über Ressourcen verfügt, desto mehr stehen diesem Familienmitglied Macht und Zwang als Durchsetzungsmittel zur Verfügung. Die Nichtverfügbarkeit von Ressourcen ist jedoch ein größeres Risiko, dass Macht und Zwang ausgeübt wird (vgl. Gelles 2002: 1068f). Die Anwendung von Gewalt hat das Ziel, eigene Wünsche durchzusetzen, das bisher bestehende Abhängigkeitsverhältnis bestehen zu lassen, sich Ressourcen anzueignen und Konflikte auszutragen (vgl. Stövesand 2007: 56). Gelles führt als Erklärung das Beispiel an, dass ein Ehemann, der den dominanten Part in der Familie übernehmen möchte, jedoch nur wenig Ressourcen in Form von geringer Schulbildung, geringes Einkommen und wenig zwischenmenschlichen Fähigkeiten besitzt, sich eher gewalttätig verhalten wird um seine dominante Position zurückzuerlangen, als ein Ehemann, der über mehr Ressourcen verfügt (ebd.). Die Austauschtheorie erweitert diese Sichtweise, da hierbei das Kosten-Nutzen-Prinzip ausschlaggebend ist, ob Gewalt angewendet wird. Der größte Nutzen ist die soziale Kontrolle und die Macht über die andere Person (vgl. Gelles 2002: 1069).

1.3.3 Feministischer Erklärungsansatz

Nach feministischen Theorien liegt der Grund für Gewalt in den gesellschaftlichen Strukturen, die patriarchale Strukturen unterstützen und die damit verbundene Ungleichheiten der Geschlechter (vgl. Dobash, Dobash 2002: 923ff.) Ein Patriarchat, begünstigt durch die ökonomischen und sozialen Prozesse (vgl. Gelles 2002: 1070), ist nach Meuser ein " [...] System sozialer Strukturen und Praktiken, in denen Männer[*] Frauen[*] dominieren, unterdrücken und ausbeuten" (Gelles 2010: 149). Aufgrund der vorherrschenden Gesellschaftsstrukturen, spezifischen Rollenbildern, die ungleichmäßige Machtverteilung zwischen Mann* und Frau* und das Vorrecht von Männern* innerhalb und außerhalb der Familie (vgl. Dobash, Dobash 2002: 923ff.), kommt es zu einer Unterordnung der Frau* (vgl. Gelles 2002: 1070). Nach feministischen Aspekten ist Gewalt gegen Frauen* , demnach patriarchale Gewalt, begünstigt durch patriarchale Traditionen. Nach dieser Theorie ist dies den Männern* ausreichend, um Macht über Frauen* ausüben zu können und zu kontrollieren (vgl. Johnson 1995: 284ff.).

Der stattfindende Wandel, von patriarchalen Strukturen innerhalb der Familie zur gleichberechtigten Partnerschaft hat noch nicht überall stattgefunden. Somit sind aktuell beide Ansichten in unserer Gesellschaft vorhanden. Dieser Umbruch stellt eine Gefahr dar, da Männer*, die mit patriarchalen Männerbildern aufgewachsen sind und für sich selbst einen Dominanzanspruch sehen, nicht mehr nur durch Status und Einkommen Autorität erhalten (vgl. Dlugosch 2010a: 35). Dadurch können "Statusinkonsistenz und Statusinkompatibilität entstehen" (Dlugosch 2010a: 35), so dass der Mann* nur die Möglichkeit sieht, dies durch Gewalt lösen zu können (ebd.). Durch Frustration, einen niedrigeren Status als die Partnerin* und das Erwarten von Dominanz, greifen Männer* als letzte Lösung zu Gewalt, um sich durchzusetzen und die Macht zurückzuerhalten (vgl. Lamnek et. al. 2006: 92f.).

1.4 Erklärungsversuche für das Aushalten der Frau* von Gewalt in der Beziehung

Im Folgenden werden drei Muster von Gewalterduldung erläutert. Hierbei ist wichtig zu erwähnen, dass die Frauen* nicht schuld an ihrer Situation sind. Diese trifft allein die gewalttätigen Partner*.

1.4.1 Verantwortlichkeit der Frau* für die Partnerschaft

Herrschen klassische Rollenbilder in einer Partnerschaft sind aus Sicht der Männer* Frauen* für das Gelingen der Partnerschaft verantwortlich. In einer Partnerschaft, in der Gewalt häufig vorkommt, ordnen sich Frauen* den Männern* unter und unterstützen sie in ihren Ansichten. Dabei werden die Bedürfnisse der Frau* unter die des Mannes* gestellt. Das Gefühl der Verantwortung für die Partnerschaft hindert die Frauen* häufig an einer Trennung (vgl. Brückner 2009: 796f.). Trennen sich Frauen* doch, entstehen bei ihnen Schuldgefühle, da sie ihren Partner* alleine gelassen und sich nicht genügend angestrengt haben, um die Partnerschaft aufrecht zu erhalten (vgl. Egger et al. 1997: 102). Entstehen die Schuldgefühle, so entsteht oftmals auch ein Verantwortungsgefühl (vgl. Brückner 1987: 125f.). Neben dem hohen Verantwortungsgefühl für den Partner* (vgl. Egger et al. 1997: 102) spielt bei dieser Theorie ebenfalls die Angst vor dem eigenen sozialen und ökonomischen Abstieg (vgl. Honig 1986: 180) eine Rolle, die dazu führt, dass Frauen* die Gewalt erdulden (vgl. Hirigoyen 2006: 47) (siehe dazu auch Kapitel 1.2.5).

1.4.2 Zyklus der Gewalt

Keine Gewaltbeziehung ist wie die andere, trotzdem ist ein gewisses Muster erkennbar. Lenore E. Walker entwickelte 1977 den Gewaltzyklus, auch "battered woman syndrom" genannt (vgl. Bartels-Pipo et al.). Es ist wichtig sich die Muster und Dynamiken in der Gewaltbeziehung genauer anzusehen, um ein Verständnis dafür zu bekommen, wieso sich manche Frauen* trotz Steigerung der Gewalthandlungen nicht trennen. Walker beschreibt in ihrem Zyklus der Gewalt, dass sich fast alle Gewaltbeziehungen immer wiederholen und sich steigern. Dieser Zyklus kann in drei Phasen beschrieben werden (vgl. Dlugosch 2010b: 51) (siehe Abbildung 2):

Die erste Phase wird Spannungsaufbau genannt. In dieser Phase entsteht eine Spannung innerhalb der Paarbeziehung und im Alltag der Familie. Hierbei sind bereits kleine verbale Angriffe (vgl. Dlugosch 2010b: 52), die sich in Demütigungen und Beschimpfungen äußern oder körperliche Angriffe möglich. In dieser Phase richten die Frauen* ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Mann* (vgl. Bartels-Pipo et al.), versuchen ihn zu beruhigen, sind fürsorglich, wenden sich ihm zu und versuchen Streitigkeiten zu vermeiden (vgl. Dlugosch 2010b: 52). Eigene Wünsche oder Ängste werden unterdrückt (vgl. Bartels-Pipo et al.). Neben den Versuchen die Spannung abzubauen, bagatellisieren viele Frauen* die Situation, häufig kommt es auch zur

Verleugnung oder Rechtfertigung von Gewalthandlungen (vgl. Dlugosch 2010b: 52) oder der Schuldübernahme (vgl. Grosche). Mit diesen Methoden hat die Frau* oft für einen gewissen Zeitraum den Mann* besänftigt (vgl. Bartels-Pipo et al.). Bei vielen Frauen* tritt das Phänomen der erlernten Hilflosigkeit ein (vgl. Dlugosch 2010b: 52). Erlernte Hilflosigkeit kann durch die Erfahrung entstehen, dass Probleme in bestimmten Situationen nicht selbstständig gelöst werden können. Dieses Gefühl wird abstrahiert und auf alle Situationen bezogen. Betroffene sind der Überzeugung, dass sie nichts für sich tun können. Dies löst Gefühle der Schwäche und Selbstunsicherheit aus (vgl. Tewes, Wildgrube 1992: 96). Dadurch verfallen viele Frauen* in eine abwartende Haltung und erkennen mögliche aktive Handlungsmöglichkeiten nicht. Die Dauer dieser Phase ist unterschiedlich lang, spitzt sich immer weiter zu, bis die Frau* die Situation nicht weiter leugnen oder ausgleichen kann (vgl. Dlugosch 2010b: 52).

Bei der zweiten Phase, der akuten Misshandlungsphase, handelt es sich um die kürzeste Phase. In dieser Zeit ist der Mann* unberechenbar. Es ist nicht ersichtlich wann und in welcher Form der nächste Gewaltausbruch kommt (vgl. Dlugosch 2010b: 52f.). Die Frauen* können durch ihr eigenes Verhalten diese Gewaltausbrüche nicht verhindern (vgl. bff). Während der akuten Gewaltphase hört der Mann* nicht sofort auf, auch wenn die Frau* verletzt ist. Der Mann* empfindet sich beim ersten Schlag als aktiv und maskulin. Frauen* reagieren in diesen Situationen unterschiedlich, manche wehren sich, die anderen ertragen die Misshandlungen. Frauen*, die die Misshandlungen aushalten, wissen nicht wie lange die Gewalt andauern wird (vgl. Bartels-Pipo et al.). Nach dem Gewaltausbruch erleiden viele Frauen* einen emotionalen Kollaps. Nun beginnt der Übertritt in die dritte Phase. Dieser Übergang stellt den einzigen Moment dar, in dem Frauen* Hilfe in Anspruch nehmen werden und eine Trennung vom Partner* als Möglichkeit gesehen wird (vgl. Dlugosch 2010b: 53).

Die Honeymoon-Phase erleben beide Seiten als sehr positiv. Da die Frau* im Übergang von Phase zwei zu drei Hilfsangebote oder sogar eine Trennung für möglich hält, umwirbt der Mann* sie und tut alles, damit sie ihn nicht verlässt (vgl. Dlugosch 2010b: 53). Der Mann* zeigt sich liebevoll, voller Reue und entschuldigt sich. Durch Versprechungen sich zu ändern, und der Umwerbung treten viele Frauen* von dem Trennungsgedanken zurück (vgl. Bartels-Pipo et al.). Die nächste Zeit wird von vielen Frauen* als Neubeginn gesehen, sodass der Eindruck entsteht,

der Mann* würde sich wirklich ändern. Gleichzeitig erhöhen die Männer* die Abhängigkeit der Frau*, indem sie erwähnen, dass die Frau* nicht alleine für sich sorgen kann. Dies ist erneut der nahtlose Beginn in Phase eins. Leichte Spannungen im Alltag und erste Konflikte treten wieder auf (vgl. Dlugosch 2010b: 53f.).

Dieser Zyklus zeigt die Schwierigkeit für Frauen*, sich endgültig aus der Gewaltbeziehung zu lösen. Lediglich im Übertritt von Phase zwei in drei besteht die Möglichkeit des Austritts und die Inanspruchnahme von Hilfsangeboten. In der Phase davor ist die Frau* zu sehr mit der Verschleierung und Rechtfertigung der Gewalt beschäftigt, sodass für Selbsteinschätzung kein Platz ist. In der letzten Phase sieht die Frau* die Beziehung nur von der guten Seite und glaubt daran, dass sich der Partner* ändern wird und eine funktionierende Familie besteht (ebd.).

1.4.3 Muster von Frauen* in Gewaltbeziehungen nach Helfferich

Helfferich führte diverse Interviews, um die aktive oder passive Teilhabe von Frauen* in der Gewaltbeziehung herauszufinden. Dabei entwickelte sie vier Muster, die diese Haltungen beschreiben (vgl. Helfferich 2004: 39). Die Muster wurden anhand von Befragungen zur Selbsteinschätzung der Frau* während der Gewaltbeziehung entwickelt. Die Muster sind nicht komplett voneinander trennbar, Übergänge sind möglich (vgl. Helfferich 2004: 42).

In dem ersten Muster 'rasche Trennung nach relativ kurzer (Gewalt-)Beziehung', verschlechtert sich die Beziehung zunehmend. Es handelt sich um eine relativ kurze Beziehung, in der die Gewalttaten und Konflikte immer mehr Raum einnehmen. Alle Frauen* gaben in den Interviews an, dass sie die Gewalt bis zu einem bestimmten 'Datum' oder 'Tag' aushielten. An diesem 'Tag' stand für die Frauen* die Trennung fest, da sie ihrem Partner* nicht mehr vertrauen konnten und es nicht weiter ging. Frauen*, die nach diesem Muster handeln, sehen sich selbst als Handlungsmächtige und trotz ihren Ängsten als aktive Person. Die Frauen* fühlen sich während den Gewalthandlungen ohnmächtig, jedoch nicht permanent hilflos. Sie sehen sich als selbstsichere Frau*, die sich dem Mann* überlegen fühlt. Die Frauen* suchen die Schuld nicht bei sich selbst, sondern machen das Verhalten des Mannes* und seinen eventuellen Alkohol-und/oder Drogenkonsum dafür verantwortlich, dass die Beziehung sich verschlechterte. Sie betonen, dass sie dies als das Problem des Mannes* sehen und nicht als ihr eigenes (vgl. Helfferich 2004: 42f.).

In dem zweiten Gewaltbeziehungsmuster 'Neue Chance' ist in der Beziehung die Gewalt als Normalität vorhanden. Diese Frauen* wünschen sich ein intaktes Familienleben ohne Gewalt, mit den Kindern und dem Mann*. Auch hier sehen sich die Frauen* als aktiv und versuchen, die Beziehung zu ändern. Dazu haben sie klare Vorstellungen. Die Frauen* sehen die Gewalt immer dann auftreten, wenn sich der Mann* in problematische Zuständen wie Alkoholabhängigkeit oder Spielsucht befindet. Die Frauen* verlangen von ihren Männern*, dass sie Einsicht zeigen oder eine Therapie beginnen, um die Beziehung weiter fortsetzen zu können (vgl. Helfferich 2004: 44).

Zu dem dritten Muster, 'fortgeschrittener Trennungsprozess', konnten die meisten Frauen* zugeordnet werden. Innerhalb der Partnerschaft steigerte sich die Gewalt, bis es zu einer Eskalation kam. Alle Frauen* leben schon sehr lange in dieser gewaltvollen Partnerschaft. Der Partner* übertritt immer wieder Grenzen. Mit jeder weiteren Grenzüberschreitung wurden die Frauen* aktiver und handlungsfähiger. Es kommt zu einer Zuspitzung, in der die Frauen* ihre Angst und Scham ablegen und sich radikalieren. Dies ist auch gleichzeitig das Ende der Beziehung. Je mehr Gewalt der Partner* anwendet, desto größer ist die Bereitschaft der Frau* den Mann* zu verlassen, da eine selbstgesetzte Grenze überschritten wurde (vgl. Helfferich 2004: 45).

In dem letzten Muster, die 'ambivalente Beziehung', ist es bezeichnend für die Beziehung, dass die Gewalthandlungen schon sehr früh begonnen haben. Oft kurz nach dem Kennenlernen. Diese Beziehung wurde nicht sofort beendet, sondern die Bindung wurde immer stärker und die Frauen* konnten den Partner* nicht verlassen. Je mehr Gewalt in der Beziehung vorkommt, desto passiver werden die Handlungsversuche der Frau* und die Hilflosigkeit wird immer stärker. In den Beziehungen ist allein der Mann* der Aktive und Handelnde, die Frau* versucht lediglich durch Taktiken eine gewissen Kontrolle zu erlangen und die unberechenbaren Gewaltausbrüche zu meiden. Diese Taktiken äußern sich zum Beispiel in leises Zureden und beschwichtigen, dem Mann* nicht zu widersprechen und keine Hilfe durch die Polizei zu holen. Die Frauen* können sich selbst die starke Bindung an dem Mann* nicht erklären und wissen, dass sie nicht richtig handeln, wenn sie die Beziehung zu dem Partner* wieder aufnehmen oder sich nicht trennen. Das Gefühl der Ratlosigkeit, Hilflosigkeit und Ohnmacht setzt ein. Es ist bezeichnend, dass keine Entwicklung stattfindet, sondern ein immer wiederkehrender

Teufelskreis aus Trennung und Weiterführen der Beziehung (vgl. Helfferich 2004: 46f.) (vergleichbar mit der Gewaltspirale aus Kapitel 1.4.2).

1.5 Vorkommen und Häufigkeit von häuslicher Gewalt

Ursula Müller und Monika Schröttle führten 2004 im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend die erste große nationale Repräsentativuntersuchung zu Gewalt gegen Frauen in Deutschland durch (vgl. Müller, Schröttle 2004: 9). Das Ziel der Untersuchung war "Ausmaß, Erscheinungsformen, Entstehungszusammenhänge und Folgen von Gewalt gegen Frauen[*] auf nationaler Ebene hervorzubringen" (Müller, Schröttle 2004: 9). Dabei wurde der Fokus der Untersuchungen auf Gewalthandlungen ab dem 16. Lebensjahr gelegt. Während der Untersuchung wurden deutschlandweit 10.264 Interviews mit Frauen* geführt, die im Alter von 16-85 Jahren waren (vgl. Müller, Schröttle 2004: 13). Die Studie kam zu dem Ergebnis,

"dass mindestens jede vierte Frau[*] im Alter von 16-85 Jahren (25%), die in einer Partnerschaft gelebt hat, körperliche oder- zum Teil zusätzlich- sexuelle (7%) Übergriffe durch einen Beziehungspartner[*] ein- oder mehrmals erlebt hat" (Müller, Schröttle 2004: 30).

Nach der Studie üben 50,2% der Partner*innen, Ex-Partner*innen und Geliebten* am häufigsten physische Gewalt gegenüber Frauen* aus. Andere Personen, die im Haushalt mit leben oder zur Familie gehören, bilden die zweite Gruppe mit 30% (vgl. Müller, Schröttle 2004: 46). Die eigene Wohnung ist der gefährlichste Ort für Frauen*, an denen sie Gewalt erfahren können (71%) (vgl. Müller, Schröttle 2004: 50).

Die Studie unterscheidet zwischen der aktuellen und früheren Paarbeziehung(en). 39% der gewaltbetroffenen Frauen* gaben an, auch durch ihren aktuellen Partner* Gewalt zu erfahren (etwa jede 7. Frau*), 72% durch frühere Beziehungen. 11% der Frauen* gaben an, sowohl in ihrer früheren als auch aktuellen Beziehung Gewaltsituationen ausgesetzt zu sein (vgl. Müller, Schröttle 2004: 223). Frauen*, die in ihrer aktuellen Beziehung Gewalt erleben, nannten als häufigste Gewaltform "wütendes Wegschubsen (75%), leichte Ohrfeigen (34%), schmerzhaftes Treten, Stoßen oder hart Anfassen (21%)" (Müller, Schröttle 2004: 225). Oft treten diese Gewaltformen in Kombination auf (vgl. Müller, Schröttle 2004: 225).

Frauen*, die in ihrer Beziehung physische oder sexuelle Gewalt erleben, sind mit großer Wahrscheinlichkeit ebenfalls psychischer Gewalt ausgesetzt (vgl. Müller, Schröttle 2004: 251). Hierzu wurden in der Studie die Punkte extreme Kontrolle, Eifersucht, "demütigendes Verhalten, [...] verbale Aggressionen, [...] Drohungen sowie [...] Dominanz und finanzielle[...] Kontrolle und Entmündigung" (Müller, Schröttle 2004: 248) gezählt (vgl. ebd.).

In früheren Paarbeziehungen haben 6% aller Befragten*, die Gewalt erfahren haben, mindestens einmal physische oder sexuelle Übergriffe miterlebt. Der Anteil der Frauen*, die gelegentlich oder häufig Gewalt in vorherigen Beziehungen erlebt haben, liegt bei 40%. In dieser Gruppe waren 41% der Frauen* von schweren körperlichen und 28% von sexuellen Gewalthandlungen betroffen (vgl. Müller, Schröttle 2004: 229).

Bei der Frage wie häufig die Frauen* in den letzten 12 Monaten Gewalterfahrungen gemacht haben, gaben insgesamt 14% an, dass sie in diesem Zeitraum Gewalthandlungen erlebt haben. Dabei war die Hälfte einmal, die andere Hälfte mehrmals betroffen (vgl. Müller, Schröttle 2004: 233). In den letzten fünf Jahren erlebten 32% Gewalt, zwei Drittel davon mehrmals. Rückblickend auf ihr ganzes Leben gaben zwei Drittel der Frauen* an, dass sie mehrere Gewalterfahrungen gemacht haben, der größte Teil der Frauen* vier bis über 40 Mal (vgl. Müller, Schröttle 2004: 234).

64% der Frauen* gaben an, dass sie durch die Gewalthandlungen Verletzungen erlitten haben. Mit 90% erlitten fast alle Frauen* Prellungen und blaue Flecke, gefolgt mit Schmerzen im ganzen Körper (26%), offenen Verletzungen, Verstauchungen oder Verletzungen am Kopf. Knapp 59% der Verletzungsfolgen sind mehr als lediglich blaue Flecken und Prellungen, da häufig eine Kombination der Verletzungen auftritt (vgl. Müller, Schröttle 2004: 236) (siehe Abbildung 3).

Bei 60-63% der Beziehungen hielt die Gewalt bis zu einem Jahr an, wobei bei mehr als zwei Drittel die Gewalt nur einmal auftrat. 11-12% der Paare hatten bis zu 3 Jahre Gewalthandlungen in ihrer Beziehung und bei 14-15% hielten diese bis zu 10 Jahren an. Bei 27-29% der Paare kam es mehr als 10 Mal zu Gewaltsituationen, so dass in diesen Fällen nicht von einem Ausnahmeereignis die Rede sein kann. Hält die Gewalt länger als ein Jahr an, kommt es zu einer hohen Gewaltfrequenz (10 Mal oder mehr) (vgl. Müller, Schröttle 2004: 255f.).

Die Frauen* gaben an, dass sie bei der ersten Gewalthandlung zwischen 18-34 Jahre alt waren. 39% der Frauen*, die Gewalt erfahren (haben) besitzen einen Volks- bzw. Hauptschulabschluss, 29% mittlere Reife, 23% (Fach-)Abitur und 3% keinen Abschluss (vgl. Müller, Schröttle 2004: 240). Die Täter* sind bei der ersten Gewalthandlung zu 69% unter 30 Jahre alt, 16% sind zwischen 35 und 44 Jahren. Von ihnen haben 38% einen Volks- oder Hauptschulabschluss, 24% mittlere Reife und 22% (Fach-)Abitur. Keinen Abschluss haben 6% (vgl. Müller, Schröttle 2004: 242). Somit wird "bestätigt, dass Gewaltanwendung in Partnerschaften grundsätzlich kein Schichtphänomen zu sein scheint" (Müller, Schröttle 2004: 246).

Müller und Schröttle befragten die Frauen* ebenfalls nach den Entstehungszusammenhängen von Gewalt in ihrer Beziehung und wollten wissen, wann diese das erste Mal eingetreten ist. Der Großteil der Frauen* gab an (55%), dass ihre Partner* während der Gewaltsituation alkoholisiert waren und/oder Drogen genommen hatten. Hier ist allerdings festzuhalten, dass Betroffene*, ebenso wie ihre Partner*, dies gerne als Entschuldigung für das gewalttätige Handeln nehmen. Ein Drittel der Frauen* gaben an, dass ihr Partner keinen Alkohol oder Drogen zu sich genommen haben (vgl. Müller, Schröttle 2004: 262). Weitere Einflussfaktoren waren die Heirat oder das Zusammenziehen in die erste gemeinsame Wohnung. Auch eine Schwangerschaft (10%) oder die Geburt des Kindes (20%) waren häufig ein Auslöser für Gewalthandlungen. 17% der Frauen* erfuhren Gewalt, nachdem sie beschlossen sich von ihrem Partner* zu trennen. Ebenso sind ungleiche Machtverhältnisse und eine einhergehende Intoleranz in der Beziehung ein Auslöser für Gewalt und Gewaltsteigerungen (vgl. Müller, Schröttle 2004: 267). Ein weiterer großer Einflussfaktor ist die Herkunftsfamilie. Frauen*, die in ihrer Kindheit oder Jugend physische Konflikte zwischen den Eltern mitbekommen haben, erleben später mehr als doppelt so oft Gewalt durch den (Ex-)Partner*, als Frauen*, die keine Gewalt in ihrer Kindheit bzw. Jugend miterleben mussten (47% vs. 21%). Frauen*, die in ihrer Kindheit bzw. Jugend selbst Gewalt durch ihre Eltern erlebt haben, erlebten als erwachsene Frau* fast drei Mal so oft Gewalt in ihrer Partnerschaft (38%), als Frauen*, die keine Gewalterfahrungen gemacht haben (13%). Die Wahrscheinlichkeit, Gewalt durch den (Ex-)Partner* zu erleben, liegt bei 54%, wenn sie vor dem 16. Lebensjahr sexuellen Missbrauch erlebt haben (vgl. Müller, Schröttle 2004: 267f.) (siehe Kapitel 1.3.1).

Die Studie beleuchtet ebenfalls das Verhalten des Täters* nach der Tat. Mehr als die Hälfte (56%) der Gewalttäter* tat ihr Verhalten leid und sie entschuldigten sich bei der Partnerin*. 36% der Männer* versuchten ihre Verhaltensweise wieder gut zu machen (vgl. Müller, Schröttle 2004: 275). Dies ist ein "wohlbekanntes Muster, das oft den Beginn einer neuen Gewaltspirale einleitet und das Frauen[*] häufig jahrelang in Misshandlungsbeziehungen hält" (Müller, Schröttle 2004: 275) (siehe Kapitel 1.4.2). Nicht alle Gewalttäter* zeigen Reue, 46% der Täter* rechtfertigen ihr Verhalten oder ignorieren dieses. Viele Partner* verhalten sich der Partnerin* gegenüber aggressiv (21%) oder bedrohen sie (28%). Von einem Trennungsversuch wurden 37% durch den Partner* abgehalten. Die Anzahl, die sich professionelle Unterstützung holt um das Problem in den Griff zu bekommen ist mit 3% sehr gering (vgl. Müller, Schröttle 2004: 275).

Als Gründe, warum sich die Frauen* nicht von ihrem Partner* trennten, gaben 40-50% an, dass sie eine zu starke Bindung an den Partner* und die Familie hatten. Dicht gefolgt von existenziellen Ängsten (36%). Da sie kein Geld für ein eigenständiges Leben hatten oder nicht wussten wo sie hin sollen (28%), konnten sich viele Frauen* nicht trennen. Scham- und Schuldgefühle (12%, 17%) spielten ebenfalls eine Rolle. Bei den Frauen*, die sich in einer aktuellen gewaltvollen Beziehung befanden, gaben 63% an, dass sie Angst hatten, dass die Gewalt weiterhin vorkommen wird. Ein Viertel der Frauen*, die sich bereits aus der gewaltvollen Beziehung gelöst haben, haben Angst, dass die Gewalt wieder auftreten könnte. Dies ist vor allem bei den Frauen* der Fall, die in ihrer Beziehung eine hohe Intensität und Häufigkeit der Gewalt erlebt haben. Jede siebte Frau*, die in der Studie befragt wurde und Gewalterfahrungen gemacht hat, hatte mehrere Gewaltbeziehungen (vgl. Müller, Schröttle 2004: 283f.). "Das verweist darauf [...], dass die Gewalt und die Angst für viele Frauen* mit der Loslösung aus der Paarbeziehung nicht endet" (Müller, Schröttle 2004: 284) (siehe Abbildung 4).

1.6 Folgen von häuslicher Gewalt gegen Frauen*

In der Studie von Müller und Schröttle wird ebenfalls auf die Folgen von häuslicher Gewalt eingegangen. Wie unter Kapitel 1.5 bereits erwähnt, waren die größten Verletzungsfolgen nach körperlicher Gewalthandlung blaue Flecken und Prellungen, gefolgt von Schmerzen im Körper, Wunden, Verstauchungen und Kopfverletzungen (vgl. Müller, Schröttle 2004: 236). Zusätzlich werden "häufiger Kopf- und

Bauchschmerzen, Probleme im Magen-Darm-Bereich und Essstörungen, sowie gynäkologische Beschwerden" (Müller, Schröttle 2004: 155) genannt. Als psychische Folgen nannten die Frauen* am häufigsten "dauerndes Grübeln, Ärger oder Rachegefühle und vermindertes Selbstwertgefühl" (Müller, Schröttle 2004: 141). Über die Hälfte der Frauen* verbanden die erlebten Gewaltsituationen mit einem negativen Selbstwertgefühl. Zusätzlich empfanden bis zu jeder vierten Frau* erhöhte Ängste oder litten unter Schlafstörungen und Alpträumen (vgl. Müller, Schröttle 2004: 141).

Durch die Gewalterfahrung leiden insgesamt 30% der Befragten* an psychosozialen Folgen. Die größte psychosoziale Folge war die Trennung vom Partner*, der in der Regel der Täter* war, mit durchschnittlich 62%. Als zweite und dritte Folge nannten die Frauen* den Wohnungsumzug (30%) und die Kündigung oder den Arbeitsplatzwechsel. Viele Frauen* begaben sich nach der Gewalterfahrung in Therapie, teilweise in stationäre Behandlung (vgl. Müller, Schröttle 2004: 148f.).

Abbildung 5 veranschaulicht das Gesamtausmaß über die Folgen von häuslicher Gewalt gegenüber Frauen* und Kindern.

1.7 Zusammenfassung

Zusammengefasst wird häusliche Gewalt von einer Person aus dem sozialen nahem Umfeld angedroht oder ausgeübt. Häusliche Gewalt findet in den eigenen vier Wänden statt, dem vermeintlichen Ort der Geborgenheit und Liebe der Familie. Hier erleben manche Frauen* täglich körperliche Misshandlungen, psychische, ökonomische und soziale Gewalt, die oft im Zusammenhang miteinander stehen. Partnergewalt kann durch verschiedenen Theorien, wie der Lerntheorie oder der Ressourcen- und Austauschtheorie erklärt werden. Ebenso spielen die immer noch vorhandenen patriarchalen Gesellschaftsstrukturen, spezifische Rollenzuschreibungen für Männer* und Frauen* und eine ungleiche Machtverteilung eine Rolle. Trotzdem stellt sich immer wieder die Frage, warum die Frauen* sich nicht von ihren gewalttätigen Partnern* trennen. Hierfür geben verschiedene Deutungsansätze Aufschluss, wie die Verantwortungsübernahme der Frauen* für die Partnerschaft, dem Zyklus der Gewalt, in dem sich die Frauen* befinden und nur schwer herauskommen können oder verlernten Handlungsmöglichkeiten durch eine passive Rolle innerhalb der Beziehung. Statistisch gesehen muss in Deutschland jede vierte Frau* einmal in ihrem Leben häusliche Gewalt erleben. Durch die repräsentative Studie von Müller und Schröttle im Auftrag des BMFSFJ wird deutlich, dass häusliche

Gewalt nicht in einer speziellen Schicht, sondern schichtübergreifend vorkommt. Die Studie geht ebenfalls auf die Gründe ein, wieso eine Trennung für die Frauen* nicht immer leicht ist und welche Folgen erlebte Gewalt im körperlichen, psychischen und psychosozialen Bereich für die Frauen* hat.

2. Gewaltbewältigung von Frauen* bei häuslicher Gewalt

Dieses Kapitel befasst sich mit der Thematik der Gewaltbewältigung von Frauen* bei häuslicher Gewalt. Zunächst wird erläutert, was allgemein unter Bewältigung verstanden wird. Dabei wird auf die verschiedenen Arten der Bewältigung, Bewältigungsressourcen, die unterschiedlichen Bewältigungsformen und ihre Auswahl eingegangen. Anschließend erfolgt ein differenzierter Blick auf die Gewaltbewältigung von Frauen*, in der zwei Bewältigungsstrategien bzw. -reaktionen genauer erläutert werden.

2.1. Begriffserklärung Bewältigung

Menschen deuten und bewerten ständig die laufenden Ereignisse. Das Wohlbefinden der Person (primäre Bewertung) oder die vorhandenen Bewältigungsressourcen und -möglichkeiten werden überprüft (sekundäre Bewertung). Primäre Bewertungen lassen sich in irrelevant, günstig bzw. positiv oder Stress auslösend einteilen. Erst wenn ein Ereignis als stressend bewertet wird, entsteht eine negative Bewertung für das eigene Wohlbefinden. Die stressenden Ereignisse treten in den Formen von Verlust/Schädigung, Bedrohung und Herausforderung auf. Diese Lebensereignisse müssen von den Personen bewältigt (coping) werden. Bei Bedrohungen handelt es sich um Lebensereignisse, die noch nicht eingetreten sind. Hierbei werden Bewältigungsstrategien ausgebildet, um diese Bedrohung abzuwenden oder positiv zu bestehen. Der Unterschied zwischen Bedrohung und Herausforderung liegt darin, dass eine Herausforderung positiver gesehen wird (vgl. Lazarus, Launier 1981: 233ff.).

Kritische Lebensereignisse, die das Leben und die Umwelt von Menschen aus der gewohnten Bahn werfen, treten ein bis mehrmals im Leben ein und müssen bewältigt werden. Kritische Lebensereignisse bringen das Personen-Umwelt-Passungsgefüge durcheinander. Diese lösen starke Emotionen aus, bringen die Gewohnheit ins Wanken und können die Lebenslust rauben. Das Person-Umwelt-Gefüge ist nicht mehr kompatibel. Diese Ereignisse können den Lebenslauf verändern (vgl. Philipp, Aymann 2010: 13). Ein Merkmal ist, dass es sich um non-normative Ereignisse handelt, d.h. weder ist das Ereignis in der gewöhnlichen Biografie zu erwarten noch trifft dieses Ereignis bei vielen ein. Dabei kann es sich um Ereignisse mit geringer Eintrittswahrscheinlichkeit handeln, wie z.B. Opfer* eines Überfalls zu werden. Oder

um Erlebnisse, die nicht selten vorkommen, jedoch nicht zum 'normalen' Zeitpunkt im Leben auftreten und nur wenige Personen im gleichen Alter davon betroffen sind wie z.B. eine Schwangerschaft im Jugendalter (vgl. Filipp, Aymann 2010: 40f.).

Lazarus und Folkman definieren Bewältigung als

"constantly changing cognitive and behavioral efforts to manage specific external and/or internal demands that are appraised as taxing or exceeding the resources of the person" (Lazarus, Folkman 1984: 141).

Bewältigung wird als wissentliches Handeln beschrieben, das das Ziel verfolgt, die Anforderung zu meistern (vgl. Kaluza 2002: 574). Nach Lazarus können alle Bewältigungsstrategien effektiv oder ineffektiv sein. Um die gewählte Bewältigungsstrategie bewerten zu können, muss diese unter verschiedenen Gesichtspunkten beleuchtet werden. Hierzu zählt die Person selbst, welche Bedrohung die Person erfährt, wie belastbar die Person ist und welches Ergebnis sie anstrebt. Demnach kann nicht behauptet werden, dass Verleugnung generell eine schlechte Bewältigung ist. Bei aussichtslosen Situationen, die nicht geändert oder abgeändert werden können, kann Verleugnung nützlich sein. Werden durch die Verleugnung jedoch wichtige Anpassungsmaßnahmen nicht erreicht, ist diese schädlich (vgl. Lazarus 2005: 240).

"Insofern hängt das Gelingen der Ereignisbewältigung auch immer davon ab, über welche sozialen und/oder personalen Ressourcen die Betroffenen verfügen resp. wie verwundbar sie sind" (Filipp 2002: 347) (siehe Kapitel 2.1.3).

2.1.1 Inhalt von Bewältigung

Im Folgenden wird erläutert, was genau die Bewältigung beinhaltet, auf welche Ressourcen zurückgegriffen werden kann und welche Bewältigungsformen es gibt.

2.1.1.1 Bewältigung durch Sinn- und Verantwortungssuche

Bei kritischen Lebensereignissen wird versucht, das Ereignis zu verstehen und in das eigene Selbstbild zu verankern. Es findet ein wechselseitiger Prozess statt, in dem in einer Phase das Geschehen geleugnet und sich in der nächsten viele Gedanken darüber gemacht wird. Diese Wechselseitigkeit ist insofern wichtig, damit die Person sich vor dem traumatischen Ereignis schützen kann, da immer wieder starke Emotionen auftreten. Ebenfalls ist es wichtig sich zeitnah dem Ereignis zu stellen. Durch die Wiederholung der Phasen kann ein Antasten an das traumatische

Geschehen erfolgen, aus dem sich jederzeit wieder zurückgezogen werden kann. Durch das langsame Herantasten soll auf lange Sicht das Geschehen akzeptiert werden. Hierbei muss eine gute Balance zwischen Vermeidung und Annäherung gefunden werden, da ansonsten negative Folgen drohen können (vgl. Philipp, Aymanns 2010: 153ff.).

Da der Mensch dazu neigt alle Ereignisse verstehen zu wollen, möchte er nichts dem Zufall überlassen, vor allem wenn es sich um einschneidende Ereignisse handelt, da das Gefühl von Schutz und Sicherheit verloren geht. Aus diesem Grund nehmen viele Menschen die Verantwortung für das eingetretene Ereignis auf sich, um sich vom dem Gefühl der Nicht-Kontrollierbarkeit loslösen zu können. Somit wird ein Stück der Selbstkontrolle zurückerlangt und das Geschehen kann besser verarbeitet werden (vgl. Philipp, Aymanns 2010: 176ff.).

Durch kritische Lebensereignisse entsteht neben dem Stress ein Wanken des Weltbilds, das Gefühl der Hilflosigkeit und die Verwundbarkeit wird ersichtlich. Es wird erkennbar, wie zerbrechlich das eigene Dasein ist. Durch das Finden eines Sinns wird der Mensch befähigt, äußere oder innere Hindernisse zu bewältigen. Dieser Sinn ist bei jedem Menschen anders und abhängig von der Lebensbiografie, dem Individuum selbst und verschiedenen Ressourcen (vgl. Philipp, Aymanns 2010: 179ff.). Ebenfalls spielt die Deutung ins Positive eine Rolle. Positive Folgen, die durch das kritische Ereignis entstanden sind, werden hervorgehoben und die negativen nicht weiter beachtet. Dieser Prozess findet erst nach einer gewissen Zeit statt, der sich als sehr beschwerlich erweist und viele Ressourcen kostet. Viele Menschen erleben zu diesem Zeitpunkt Unterstützung von anderen Menschen. Trotzdem handelt es sich hierbei um eine sehr gebrechliche Selbst-Konstruktion, die gegen immer wieder auftretende negative Gefühle oder Fakten gewahrt werden muss. Der Bewältigungserfolg zielt nicht nur darauf ab, dass der Stress und das Leid verkleinert wird (vgl. Philipp, Aymanns 2010: 181ff.), "es geht letztlich darum, welche Bedeutung das Leben gerade in extrem schweren Zeiten (noch) besitzen kann und welche Deutungen es (wieder) lebenswert machen" (Philipp, Aymanns 2010: 185). Durch positive Emotionen wie Freude und Hoffnung, entsteht Kraft und das Gefühl von Stärke und Vertrauen in schwierigen Zeiten und in sich selbst (vgl. ebd).

2.1.1.2 Bewältigung durch soziale Unterstützung

Eine weitere Möglichkeit der Bewältigung ist die Suche nach sozialer Unterstützung, durch die das Leid geteilt werden kann. Viele kritische Lebensereignisse sind nicht direkt sichtbar für die Umwelt, sondern finden im Verborgenen statt. Selbst in engen Beziehungen, in denen ein reger Austausch über das Wohlbefinden und Emotionen besteht, ist nicht immer ersichtlich, welche Hilfe angemessen ist oder wie groß der Leidensdruck für die betroffene Person aktuell ist. Hinzu kommt, dass betroffene Personen ihr enges soziales Umfeld nicht belasten möchten und somit die Hilfe nicht immer im nahem Umfeld suchen, sondern dies bei entfernteren Personen erreichen wollen. Dieses Phänomen wird "unresponsive bystander" genannt. Freunde oder Verwandte aus dem weiteren Umkreis sind der Überzeugung, dass es bereits ausreichende Unterstützung aus dem engeren familiären Kreis gibt und ihre Hilfe nicht benötigt wird. Dadurch wissen viele Menschen von der schwierigen Situation, jedoch sieht sich selbst keiner zuständig oder verantwortlich um zu helfen. Wollen Personen Hilfe und Zuwendung erhalten, müssen sie aktiv auf die Mitmenschen zugehen.

Zusätzlich ausschlaggebend ist die Art der Belastung. Verborgene Geschehnisse, die nicht direkt offensichtlich sind wie z.B. Partnergewalt lösen zwiespältige Emotionen aus, auf die oft negative Reaktionen folgen. Durch das aktive Hilfesuchen und einer Selbstenthüllung der Geschehnisse erleben viele Menschen einen Rückzug der anderen Personen. Die hilfesuchende Person bewegt sich auf einem schmalen Grad zwischen Selbstoffenbarung und Hilfesuch. Die Betroffenen eines kritischen Ereignisses müssen nicht nur eine gute Balance zwischen dem richtigen Maß an Details und dem gewünschten Hilfebedarf finden, sondern zusätzlich ihr Selbstwertgefühl wahren. Durch die erbetene Hilfe entsteht das Gefühl der Hilfsbedürftigkeit. Verschiedene Experimente fanden heraus, dass aktives Hilfesuchen eine gute Strategie ist, wenn es sich um eine symmetrische Beziehung handelt bzw. das Machtgefälle gering ausfällt (vgl. Filipp, Aymanns 2010: 220ff.). Viele Betroffene von kritischen Lebensereignissen sind der Überzeugung, dass sie das Erlebte für sich behalten müssten. Sie drücken ihre negativen Emotionen aufgrund von Scham- oder Schuldgefühlen nicht aus oder sie fürchten negative Reaktionen der Anderen als Konsequenz, wie z.B. ablehnendes Verhalten oder Schuldzuweisungen. Durch Heimlichkeiten und das Verdrängen ist das Geschehen

für die Betroffenen viel schwerer zu verarbeiten und sie werden es nie ganz bewältigen können (vgl. Filipp, Aymanns 2010: 225).

2.1.2 Bewältigungsressourcen

Unter Ressourcen werden Einflüsse verstanden, die die "psychische, physische und soziale Gesundheit" (Weber 2002: 466) einer Person begünstigt, vor allem wenn sie einer Gefahr oder Belastung ausgesetzt ist (vgl. ebd.).

Das Vorhandensein von Ressourcen ist maßgeblich für die Bewältigung, um den Stress zu reduzieren. Hierbei kann in objektive Gegebenheiten und subjektiven Wahrnehmungen unterschieden werden (vgl. Schröder, Schwarzer 1997: 174). Objektive Gegebenheiten sind "Gesundheit, materielle Güter, Kompetenzen, Familie und Freunde sowie Zeit" (Schröder, Schwarzer 1997: 174). Diese müssen von der Person als Ressourcen anerkannt werden, damit sie auf diese zurückgreifen können (vgl. ebd.). Die Wahrnehmung von Ressourcen kann die Einschätzung der Situation und der daraus resultierenden Anforderung positiv beeinflussen. Dies spiegelt sich gleichzeitig im emotionalen Erleben wider (vgl. Leppin 1997: 197). Ein Ressourcen-defizit entsteht dann, wenn die Ressourcen nicht vorhanden sind oder nicht erkannt werden (vgl. Schröder, Schwarzer 1997: 174). Durch starke Ressourcen kann die Person stressige Ereignisse überwinden, schwache Ressourcen hingegen machen die Person für die Auseinandersetzung mit der Situation vulnerabel. Inwiefern die Ressourcen tatsächlich Einfluss auf die Situation haben, hängt von der alleinigen Einschätzung und Bewertung des Individuums ab. Nach Lazarus kommt es zu einer Ereigniseinschätzung, auch primary appraisal genannt. Bei dieser Einschätzung werden die Merkmale und Eigenschaften des Stressauslösers identifiziert. Die Ressourcen werden ebenfalls überprüft und dahingehend eingeschätzt (secondary appraisal), welche Handlungsmöglichkeiten zur Bewältigung der Situation vorhanden sind (vgl. Schröder, Schwarzer 1997: 175). Schröder und Schwarzer verstehen unter subjektiven Ressourcen die "persönliche Wahrnehmung von Kompetenzen, Widerstandskräften, Gütern, Zeit" (Schröder, Schwarzer 1997: 175), über die eine Person verfügt und sie selbst als hilfreiche Ressource wahrnimmt. Die Wahl der Copingstrategie richtet sich danach, welche Möglichkeiten das Individuum selbst sieht. Coping entspricht hauptsächlich der subjektiven Ressourceneinschätzung und nicht welche tatsächlich besitzt werden (vgl. ebd.).

Neben den materiellen Ressourcen gibt es soziale und personale Ressourcen. Unter personalen Ressourcen werden ein hohes Selbstwertgefühl, komplexes Selbstkonzept, Verlass auf die eigenen Bewältigungskompetenzen (vgl. Filipp 2002: 347) und Selbstwirksamkeitserwartungen verstanden (vgl. Schröder, Schwarzer 1997: 175). Soziale Ressourcen entstehen durch ein vorhandenes soziales Netzwerk und die Sicherheit für tatsächliche Unterstützung im Bedarfsfall (vgl. ebd.). Demnach sind Ressourcen im Bewältigungsprozess eine subjektive Einschätzung der Handlungsmöglichkeiten, um auf die Hilfe anderer Personen und der eigenen Kompetenzen zurückzugreifen (vgl. Leppin 1997: 196). Nach Lazarus und Folkman nehmen Personen mit starken und vielen Ressourcen Belastungen nicht so stark wahr, wie Personen mit geringen vorhandenen Ressourcen. Je besser Personen ihre Ressourcen bewerten, desto geringer ist die Diskrepanz zwischen Coping-Optionen und der subjektiven Anforderung. Die Situation wird als Herausforderung oder als nicht starke Bedrohung angesehen (vgl. Leppin 1997: 198), da sie für sie kontrollierbar erscheint (vgl. Leppin 1997: 201). Leppin führt an, dass Personen, die mit starken personalen Ressourcen ausgestattet sind, eher dazu tendieren ebenfalls ihre sozialen Ressourcen anzuregen. Demnach ist davon auszugehen, dass es sich bei sozialer Unterstützung um eine Coping-Strategie handelt, die vorzugsweise Personen mit starken personalen Ressourcen wählen. Ebenfalls merken einige Studien u.a. von Eckenrode (1983) und Parkes (1986) an, dass Menschen mit stärker ausgeprägten persönlichen Ressourcen effektivere Unterstützung erhalten als Menschen, die über nicht geringe persönliche Ressourcen verfügen. Dabei wird Hilfe bevorzugt in Anspruch genommen, wenn das eigene Selbstwertgefühl nicht betroffen ist (vgl. Leppin 1997: 205).

Leppin führt an, dass das Zusammenspiel zwischen personalen/sozialen Ressourcen und ihre Rolle im Umgang mit Belastungen noch nicht gut genug erforscht wurde. Außerdem sollten neben der Frage, wozu Menschen aufgrund ihrer vorhandenen Ressourcen fähig sind auch die Frage gestellt werden, was sie tun möchten, um eine belastende Situation zu bewältigen. Es gibt verschiedene Gründe für Personen, um belastende Situationen auszuhalten. Dazu zählt u.a. das greifbare Bewältigungsstrategien als zu energieaufwendig oder belastend empfunden werden (vgl. ebd.).

2.1.3 Bewältigungsformen

Die Bewältigung kann entweder auf das durcheinander gebrachte Personen-Umwelt-Gefüge einwirken oder die "körperlichen, kognitiven und emotionalen Reaktionen" (Kaluza 2002: 574f.). Problemorientierte Bewältigung versucht die Situation zu verändern, jedoch auch eigene Handlungsweisen und Einstellungen zu erkennen. Bei der reaktionsorientierten Bewältigung wird versucht, negative Emotionen wie Angst oder Ärger zu vermindern und stattdessen positive Gefühle wie Stolz hervorzurufen und das entstandene Spannungsfeld abzubauen (vgl. Kaluza 2002: 575).

Nach Lazarus und Launier gibt es vier Bewältigungsformen. Die erste Form ist die Informationssuche. Es werden Informationen gesucht, um Handlungskompetenzen zu erlangen, die Stresssituation zu ändern und das eigene Wohlbefinden wieder herzustellen. Durch die neuen Informationen kommt das Gefühl der Kontrollierbarkeit und Selbstwirksamkeit zurück.

Bei der zweiten Form handelt es sich um direkte Aktionen. Diese können instrumentell sein, um sich vor einem Ereignis zu schützen oder Emotionen regulieren wie z.B. Einnahme von Beruhigungsmitteln. Durch direkte Aktionen kann das Selbst oder die Umwelt geändert werden (vgl. Lazarus, Launier 1981: 252). Kaluza ergänzt die direkte Aktion mit Bewältigungshandlungen die sich in Vermeidungs- und Fluchtverhalten und der aktiven Suche nach sozialer Unterstützung äußern (vgl. Kaluza 2002: 575).

Aktionshemmungen, die dritte Form der Bewältigung, werden dann angewendet, wenn durch direkte Aktionen eine Gefahr oder moralische Zwänge entstehen könnten.

Die letzte Form ist die intrapsychische Bewältigungsform, bei der das Wohlbefinden verbessert werden soll. Emotionen werden reguliert, die Aufmerksamkeit kann gelenkt oder Situationen neu interpretiert werden, wie z.B. eine zukünftige Schädigung zu leugnen (vgl. Lazarus, Launier 1981: 252f.).

2.1.4 Auswahl der Bewältigungsform

Lazarus und Launier führen vier Faktoren an, die die Wahl der Bewältigungsform (siehe Kapitel 2.1.4) beeinflussen. Die erste Form ist der Grad der Ungewissheit. Durch einen erhöhten Grad an Ungewissheit tendiert die Person zu einer aktiven

Aktion und der Informationssuche. Ist dies nicht möglich oder scheitert die Person, werden intrapsychische Bewältigungsformen angestrebt, wie z.B. Vermeidung oder Leugnung. Bewertet die Person die Situation als sehr bedrohlich, tendiert sie zu verzweifelten und einfachen Bewältigungsformen, die sich in Wut, Panik, zerstreuter Denkweise oder in Abwehrmechanismen äußern. Diese Form wird auch dann angewendet, obwohl erfolgreichere Bewältigungsformen vorhanden sind.

Der dritte Faktor sind Konflikte, bei der die Person aus dem Impuls heraus handelt. Während des Lösungsprozesses können Schäden entstehen und großer Stress entsteht als Folge. Als Folge daraus werden aktive Handlungen verhindert und es muss auf intrapsychische Formen zurückgegriffen werden.

Der letzte Faktor den Lazarus und Launier anführen, ist die Hilflosigkeit. Bereits entstandener oder nicht abwendbarer Schaden, kann nur noch akzeptiert und toleriert werden. Wandelt sich die Hilflosigkeit in Hoffnungslosigkeit, fühlt sich die Person vollständig handlungsunfähig (vgl. Lazarus, Launier 1981: 256 ff.).

2.2 Gewaltbewältigung von Frauen*

Im Folgenden wird auf die Gewaltbewältigung von Frauen* eingegangen.

2.2.1 Bewältigungsstrategie nach Gemünden

Gemünden beschrieb 1996 Bewältigungsstrategien nach dem mikro-strukturellen Ansatz, da diese für ihn "der wichtigste Aspekt des dem Gewaltereignis nachfolgenden Geschehens [ist], weil sie zeigen, wie Akteure letztendlich mit Gewalt umgehen" (Gemünden 1996: 93).

Die erste Bewältigungsstrategie ist das 'Ziehen von Konsequenzen'. Diese Strategie dient zum Selbstwerterhalt oder Verbesserung des Selbstwertgefühls. Die aktuelle Situation wird geändert, da die Person nicht länger bereit ist, das Fehlverhalten zu akzeptieren und ein Bruch zwischen der Person und dem Gewalttäter* stattgefunden hat. Dieser Strategie stehen verschiedene Substrategien unter, die parallel oder nacheinander erfolgen können. Die erste Substrategie bezeichnet Gemünden als 'Rache, Vergeltung und Verweigerung'. Darunter werden keine Kurzschlussreaktionen verstanden, sondern geplante Handlungen, die die Person gegen den Misshandler* plant. Eine weitere Substrategie ist die 'Trennung, Scheidung und Unterbrechung' der Partnerschaft, die, insofern der Täter* die Person

nicht wieder aufsucht, am effektivsten ist. Die letzte Substruktur ist die 'Mobilisierung von Ressourcen', die Gemüden in formelle und informelle unterteilt. Unter formellen Ressourcen wird das Einschalten eines Anwalts und der Polizei verstanden, informelle Ressourcen beziehen sich auf die Hilfe von Freunden und Verwandten (vgl. Gemüden 1996: 94). Bei der Inanspruchnahme informeller Hilfe besteht immer die Gefahr eine negative Einstufung und somit Stigma aus dem sozialen Umfeld zu erhalten, zu mal das Bekanntwerden von häuslicher Gewalt zu weiteren Problemen und Konflikten innerhalb der Familie oder Partnerschaft führen kann. Daraus folgt, dass diese Strategie oft nur bei konkreten Trennungsabsichten in Anspruch genommen wird (vgl. Gemüden 1996: 99f.).

Die zweite große Bewältigungsstrategie ist die 'Normalisierung'. Nach einmaligem oder mehrfach missglückten Versuchen, die Beziehung zu beenden, wird die Gewalt in der Beziehung "als ein unerfreulicher" (Gemüden 1996: 265) Teil akzeptiert und toleriert. Die Beziehung kann dadurch aufrechterhalten werden, ohne Folgekonflikte zu fürchten. Diese Bewältigungsstrategie ist dahingehend als negativ zu betrachten, da sie das Selbstwertgefühl der Frau* mindert. Auch dieser Strategie stehen verschiedene Substrategien unter. Gemüden führt als erste Strategie die 'Normalisierung im engeren Sinne' auf. Hierbei wird die Normverletzung nicht wahrgenommen, die Gewalt ist unausweichlich und gehört zum alltäglichen Leben dazu. Die zweite Substrategie ist die 'Bagatellisierung'. Dabei werden Normverstöße wahrgenommen, jedoch als nicht gravierend eingestuft, so dass keine Änderung der Situation stattfinden muss. Die Gewalt wird verharmlost, heruntergespielt oder beschönigt. Dadurch soll dem Täter* vermittelt werden, dass die Frau* sich selbst als stark und unverletzlich wahrnimmt (vgl. Gemüden 1996: 265ff.). Bei der 'Rechtfertigung' wird die Gewalt als Normverletzung wahrgenommen, jedoch auch als gerechtfertigt angesehen, da diese zur Abwehr eines größeren Schadens definiert wurde, wie z.B. Notwehr. Bei der nächsten Substrategie, der 'Entschuldigung', erkennt das Opfer* die Normverletzung des Täters*. Hierbei sieht die Gewaltbetroffene* die Schuld durch äußere Einflüsse, wie z.B. Stress, Alkohol oder das eigene Fehlverhalten und damit verbundenen 'Provokationen' (vgl. Gemüden 1996: 95). Bei der nächsten Substrategie, die Strategie der 'Bilanzierung', werden alle Vor- und Nachteile der Beziehung gegenübergestellt. Demnach wird keine Konsequenz gezogen, so lange das Positive in der Beziehung überwiegt. Diese Strategie wird meistens in langanhaltenden Beziehungen angewendet (vgl.

Gemünden 1996: 95 zit. nach Hanak et al. 1989: 27). Bei der Strategie der 'Problematisierung' gibt es keine Entschuldigungen mehr für das Fehlverhalten des Gewalttäters*. Vom Täter* wird verlangt, etwas zu unternehmen, "etwa daß [sic!] er mit dem Trinken aufhört, sich zu beherrschen oder Rücksicht zu nehmen lernt" (Gemünden 1996: 272). Gemünden merkt an, dass diese Strategie eher bei einmaligen Ereignissen eingesetzt wird (vgl. Gemünden 1996: 95).

2.2.2 Bewältigungsreaktionen nach Müller und Schröttle

In ihrer Studie untersuchten Müller und Schröttle ebenfalls die Reaktionen der Befragten* nach der Gewalthandlung. Die verschiedenen Reaktionen sind in Abbildung 6 genauer aufgezeigt. Mehrfachnennungen waren möglich. Mit 73,3% gaben die Frauen* am häufigsten an, dass sie geweint haben. Viele Frauen* reagierten defensiv, indem sie beschwichtigend auf ihren Partner* einredeten (41,3%), sich zurück hielten (37,5%) oder versuchten, dem Streit aus dem Weg zu gehen (45%). 37,6% der Frauen* gaben an, dass sie aus Angst nichts getan haben und ca. ein Fünftel der Frauen* fühlten sich handlungsunfähig. Daneben gab es auch aktive Reaktionen der Frauen*, wie wütendes Anschreien des Partners* oder sich zu wehren (35,5%). Hilfeformen, wie das Rufen der Polizei, wurde von 11,9% der Frauen* gewählt, Hilfe durch Hilfseinrichtungen (9%) und Hilfe durch Nachbarn oder Bekannte suchten circa ein Viertel der Frauen*. Nur 8% erstatteten Anzeige gegen ihren Partner*. 39,1% der Frauen* trennten sich von ihrem gewalttätigen Partner*; 36,6% drohten ihrem Partner* mit einer Trennung (vgl. Müller, Schröttle 2004: 274f.).

Die Frauen* wurden zu ihrem Flucht- und Trennungsverhalten während der Partnerschaft befragt. 40% gaben an, mindestens einmal eine Nacht geflohen zu sein. Von diesen Frauen* sind 38% zwischen zwei und drei Mal aus der gemeinsamen Wohnung gegangen und 27% öfter als drei Mal für eine Nacht. Dies bestätigt, dass Frauen* oft mehrere Trennungsversuche durchlaufen, bevor sie sich endgültig trennen. Viele der Frauen* flüchteten zu Freunden oder Bekannten, nur wenige suchten soziale Einrichtungen wie ein Frauenhaus (8%) auf. Nach Erkenntnis der Studie gingen 90% der Frauen* nach einem Fluchtversuch wieder zum Gewalttäter* zurück, davon 59% mehrmals. Bei vielen wiederaufgenommenen Beziehungen (87%) kam es erneut zu Gewalthandlungen. Viele Frauen* nannten die enge Bindung an die Beziehung und den Familiengedanken als einer der größten Gründe für die Nicht-Trennung. Nicht zu verachten sind die Existenzgründe, die

Frauen* in der Partnerbeziehung halten (36%). Ebenfalls sind Scham- und Schuldgefühle bei den Frauen* stark vertreten sowie die Angst vor der Rache des Mannes* (vgl. Müller, Schröttle 2004 279ff.).

2.3 Zusammenfassung

Jeder Mensch erlebt in seinem Leben mindestens ein kritisches Ereignis das bewältigt werden muss. Durch kritische Ereignisse gerät das Personen-Umwelt-Passungsgefüge ins Wanken und es werden starke Emotionen ausgelöst. Die gelingende Bewältigung ist unter anderem abhängig von sozialen und personalen Ressourcen, die subjektiv gedeutet und wahrgenommen werden. Es gibt verschiedene Bewältigungsformen, die durch diverse Faktoren ausgewählt werden. Hierbei kommt es u.a. darauf an, wie die Person die Situation subjektiv bewertet. Demnach werden aktive oder passive Bewältigungsformen angewendet. Gemünden beschreibt in seinem Ansatz wie Frauen* mit Gewalt umgehen. Er teilt die Strategien in 'Ziehen von Konsequenzen' und der 'Normalisierung' ein, diese können jeweils subsumiert werden. Bei dem 'Ziehen von Konsequenzen' handelt es sich um aktivere Strategien, wie z.B. das Suchen nach Hilfe durch Dritte. Bei der 'Normalisierung' wird die Gewalt in einer bestimmten Art und Weise akzeptiert und in den Alltag integriert. Müller und Schröttle gingen in ihrer Studie ebenfalls dieser Frage nach und kamen zu dem Ergebnis, dass viele Frauen* eine passive Reaktion wie weinen, beschwichtigendes Einreden oder Vermeidung des Streits einnahmen. Daneben gab es auch Frauen* die sich trennten bzw. eine Trennung androhten. Die Studie zeigt auf, dass viele Frauen* nach dem ersten Trennungsversuch die Partnerschaft wieder aufnahmen. Gründe sich nicht zu trennen waren u.a. Existenzgründe, das Festhalten an der Beziehung, Scham- und Schuldgefühle.

3. Lebensbewältigung nach Lothar Böhnisch

Das dritte Kapitel befasst sich mit der Theorie von Lothar Böhnisch, der Lebensbewältigung. Es werden kurze Angaben zur Entstehung der Theorie gemacht, das Streben nach dem psychosozialen Gleichgewicht, so wie die Erklärung des Drei-Zonen-Modells. Abschließend wird erläutert, weshalb ein geschlechtsdifferenter Blick im Bezug auf das Bewältigungsverhalten wichtig ist und welche Aufgabe bzw. Arbeitsprinzipien die Soziale Arbeit einnehmen sollte.

3.1 Zur Person Lothar Böhnisch und der Lebensbewältigung

Lothar Böhnisch, Professor für Sozialpädagogik, hat ein großes Repertoire an Forschungsschwerpunkten, u.a. abweichendes Verhalten, Geschlechterforschung oder Sozialisationsforschung. In all seinen Arbeiten beschäftigt er sich mit der Frage, wie Menschen kritische Lebenslagen in der heutigen Gesellschaft erfolgreich bewältigen können und welche Wege die Soziale Arbeit diesen Menschen aufzeigen kann, um eine gelingender Bewältigung zu ermöglichen. Hierfür verwendet Böhnisch einen historisch-soziologischen Zugang, bei dem er den Hergang der Sozialpolitik und der Sozialen Arbeit immer wieder neu betrachtet (vgl. Engelke, Borrmann, Spatschek 2014: 467f.).

"In diesem Rahmen ist ein 'ausbalanciertes' sozialkonstruktives Denken eingebettet, das darauf insistiert, dass soziales Handeln strukturbildend ist, aber gleichzeitig Strukturen sich verselbstständigen und eigenmächtig wirken" (Engelke, Borrmann, Spatschek 2014: 468).

Es ist anzumerken, dass die gesellschaftsstrukturellen Entwicklungen nicht einfach vom Subjekt übernommen werden, sondern jedes Subjekt aufgrund des biografischen Hintergrundes diese einzeln und anders bewältigt (ebd.).

Bei Lothar Böhnischs Konzept der Lebensbewältigung handelt es sich um ein Theorie-Praxis-Modell, in dem das Bewältigungsverhalten von Menschen, die sich in kritischen Lebenssituationen befinden, analysiert und Handlungsaufforderungen für die Soziale Arbeit entwickelt werden. Die Theorie bleibt nicht nur bei dem Subjekt, sondern ermöglicht zusätzlich den Blick auf soziale und gesellschaftliche Normen, die das subjektive Bewältigungsverhalten beeinflussen (vgl. Böhnisch 2016: 11). Durch das Konzept Lebensbewältigung werden psychosoziale Probleme in unserer Gesellschaft sichtbar und zeigen angemessenes sozialpädagogisches Handeln auf, um diese Probleme zu bewältigen. Zusätzlich können durch das Konzept die

Adressat*innen und das Verhalten erfasst sowie verstanden werden. Für die einzelnen Adressat*innen ist die Wiedergewinnung ihrer Handlungsfähigkeit, die sie in kritischen Lebensereignissen oft verloren haben, das Wichtigste (vgl. Böhnisch 2012b: 1). Menschen empfinden Lebenssituationen dann als kritisch, wenn ihre bis zu dem Zeitpunkt verfügbaren sozialen und personalen Ressourcen nicht vorhanden sind oder nicht ausreichen, um das Ereignis zu bewältigen (vgl. Böhnisch 2012b: 1; zit.n. Filipp 2007) (siehe Kapitel 2).

"Lebensbewältigung meint in diesem Zusammenhang das Streben nach subjektiver Handlungsfähigkeit in Lebenssituationen, in denen das psychosoziale Gleichgewicht- im Zusammenspiel von Selbstwert, sozialer Anerkennung und Selbstwirksamkeit- gefährdet ist" (Böhnisch 2012: 1).

3.2 Historischer Hintergrund

Die Lebensbewältigung ist eine Antwort auf die Veränderungen in der zweiten Moderne. Herkömmliche Strukturen existieren nicht mehr, entstehen neu oder vermischen sich miteinander. In der heutigen Zeit haben die Menschen gleichzeitig die Chance und die Verpflichtung, sich selbst zu organisieren. Unsere Gesellschaft verhält sich so, dass sie den

"Einzelnen einerseits freisetzen und andererseits nicht vermitteln, wozu sie frei sind, den freigesetzten Menschen keine sozialen Orte bieten [...], wo sie in ihren Freiheiten Halt und Sicherheit finden können. Der Mensch [ist] aus einer Welt mit autoritären Lebensformen, die ihn einglieder[ten], in eine moderne Welt freigesetzt, in der Arbeitsverhältnisse regieren, die sich gegen alle sozialpädagogischen Schwierigkeiten und Notwendigkeiten gleichgültig verhalten" (Böhnisch 2012b: 220; zit.n. Schröer 1999: 40f.). "Der Mensch wird in ein ungewisses, doppelbödiges Soziales freigesetzt und muss damit zurecht kommen" (Böhnisch 2017: 14).

Emile Durkheim nahm seiner Zeit an, dass durch die Verstärkung der Individualisierung neue soziale Formen entstehen werden, da die Menschen aufgrund von Spezialisierung gegenseitig aufeinander angewiesen sind. Jedoch birgt die rasche Individualisierung das Risiko der sozialen Desintegration (vgl. Böhnisch 2012a: 221). Den Begriff der Risikogesellschaft formulierte Beck (1986). Damit möchte er darauf hinweisen, dass die heutige Gesellschaft offen und verfügbar ist, zusätzlich wird vom Individuum verlangt und ebenso vorausgesetzt, dass es zu sich selbst findet und über sozialen Rückhalt verfügt. Ansonsten besteht die Gefahr, an der offenen, riskanten und unübersichtlichen Gesellschaft zu scheitern (vgl. Böhnisch 2017: 14). Die stets entstehenden Spannungen zwischen den "Erwartungen, Verheißungen und

sozial-strukturell vermittelten biografischen Bewältigungsproblemen" (Böhnisch 2012a: 222), die in der Gesellschaft entstehen, rufen die Soziale Arbeit und ihre Interventionen regelmäßig hervor (ebd.). Demnach sind psychosoziale Probleme keine einzelnen Probleme, "sondern lebensalter- und sozialstrukturierte Bewältigungskonstellationen in der industriellen Risikogesellschaft" (Böhnisch 2012a: 220). Neben der sozialen Entbettung, denen die Menschen in unserer heutigen Gesellschaft ausgesetzt sind, kommt zusätzlich für das Individuum die Frage nach der Handlungsfähigkeit auf. Dieses Streben nach Handlungsfähigkeit soll um jeden Preis erlangt bzw. erhalten bleiben (vgl. Böhnisch 2012a: 223). Um das Zusammenspiel von sozialstrukturellen und psychosozialen Faktoren analysieren zu können, entwickelte Böhnisch vier Grunddimensionen (ebd.), die im nächsten Abschnitt genauer erläutert werden.

3.3 Psychosoziales Gleichgewichtsstreben

Wie eben erwähnt, handelt es sich bei der Lebensbewältigung um das Streben nach Handlungsfähigkeit in kritischen Lebenskonstellationen, in denen das psychosoziale Gleichgewicht gefährdet ist (vgl. Böhnisch 2012a: 223). Die Begriffsbezeichnung 'Gleichgewicht' ist in dieser Hinsicht sehr wichtig, da dadurch erkenntlich wird, dass die meisten Menschen, die sich in kritischen Lebenskonstellationen befinden, psychisch und sozial ausgeschlossen sind. Die Hilfen der Sozialen Arbeit müssen sich somit auf die Rückgewinnung von sozialer Anerkennung, Selbstwert und Selbstwirksamkeit konzentrieren. Da dieses Gleichgewicht vom Menschen um jeden Preis erlangt werden möchte, kann es sein, dass der Mensch sich während des Strebens nicht an die geltenden gesellschaftlichen Normen und des sozialen Umgangs hält. Der Mensch befindet sich zu dieser Zeit unter einem starken Druck, so dass zur Wiedererlangung auch ein destruktives oder autoaggressives Verhalten angestrebt werden kann (vgl. Böhnisch, Schröder 2013: 20f.). Böhnisch entwickelte hier vier Grunddimensionen, um die Bewältigungsproblematik besser erklären und analysieren zu können (vgl. Böhnisch 2012a: 223).

"Kritische Bewältigungskonstellationen sind demnach gekennzeichnet durch eine tiefenpsychisch eingelagerte Erfahrung des Selbstwertverlustes, die Erfahrung sozialer Orientierungslosigkeit und fehlenden sozialen Rückhalts und die Suche nach erreichbaren Formen sozialer Integration [...]" (Böhnisch 2017: 26).

Soziale Integration wird in dem Rahmen gesucht, in dem die Menschen eine Chance auf Erreichbarkeit und Anerkennung vermuten. Demnach könnte es sich hierbei auch um antisoziales Verhalten handeln, wenn dadurch Anerkennung oder Selbstwirksamkeit erlangt werden kann (vgl. Böhnisch 2017: 26). Alle Menschen streben nach Handlungsfähigkeit - mit den Komponenten der Anerkennung, Selbstwirksamkeit und Selbstwert - wodurch ihr Lebenslauf und der Alltag geprägt ist. Somit gibt es hier keinen Unterschied zwischen den Adressat*innen der Sozialen Arbeit und des 'Durchschnittsbürgers'. Der Unterschied kann darin bestehen, dass sich bei Adressat*innen, die sich über einen längeren Zeitraum in kritischen Lebenssituationen befinden, eine eigene Bewältigungsdynamik entwickelt, die ihnen entgleiten kann (vgl. Böhnisch, Schröder 2013: 25). Alle vier Grunddimensionen hängen mit unterschiedlicher Ausprägung zusammen (vgl. Böhnisch 2017: 26).

3.4 Das 3-Zonen-Modell

Das 3-Zonen-Modell, das in der Wirklichkeit in einem Zusammenspiel fungiert, besteht aus der personal-psychodynamischen Zone, der relational-intermediären Zone und der sozialstrukturell-sozialpolitischen Zone. Die drei Zonen werden im Folgenden genauer erklärt (vgl. Böhnisch, Schröder 2013: 26).

3.4.1 Die personal-psychodynamische Zone

In dieser Zone ist der Selbstwert das Hauptmerkmal, der durch die psychosoziale Handlungsfähigkeit in kritischen Lebenskonstellationen erhalten bzw. gestärkt werden kann (vgl. Böhnisch 2016: 20f.). Handlungsfähigkeit kann dann erreicht werden, wenn soziale Anerkennung spürbar ist. Neben dem Selbstwert und der Anerkennung ist die Erfahrung der Selbstwirksamkeit sehr bedeutend (vgl. Böhnisch, Schröder 2013: 26). Handlungsfähigkeit kann in drei Typen unterteilt werden. Einfache Handlungsfähigkeit meint den Alltag, in dem wir unsere Existenz sichern. Unter der erweiterten Handlungsfähigkeit werden die Folgen unseres eigenen Handelns gegenüber Dritten im Bezug auf Empathie und Wahrnehmung gefasst. Regressive Handlungsfähigkeit entsteht dann, wenn der Mensch unter Abspaltungsdruck steht und seine einzige subjektive Lösung destruktives oder autoaggressives Verhalten ist (vgl. Böhnisch, Schröder 2013: 27). Die regressive Handlungsfähigkeit ist ein Bewältigungsverhalten, das erkannt werden muss. Das eigentliche Problem, die eigene Hilflosigkeit und die verwehrte Fähigkeit sich mit sich selbst befassen zu

können, muss erkannt werden. Bei der Abspaltung handelt es sich um einen automatischen Vorgang (vgl. Böhnisch 2016: 20f.), wenn die Hilflosigkeit nicht thematisiert werden kann (vgl. Böhnisch, Schröder 2013: 28). "Von daher sind auch ambivalente und widersprüchliche Formen der Bewältigung erklärbar. Nicht nur deshalb ist der psychodynamische Zugang der Sozialen Arbeit unverzichtbar "(vgl. Böhnisch, Schröder 2013: 28). Es wird in äußere und innere Abspaltung unterschieden (vgl. Böhnisch 2016: 20ff.).

Bei der äußeren Abspaltung besteht eine Bedrohung des Selbst, bei dem die Identität in Frage gestellt wird. Durch mangelnde soziale Anerkennung, Selbstwert und Selbstwirksamkeit entsteht die Hilflosigkeit des Selbst. Dieses Gefühl erzeugt einen somatischen Druck. Um Entlastung zu erfahren, muss das Problem thematisiert werden. Hierzu zählt zum einen das Problem mit der Sprache zum Ausdruck zu bringen und andererseits der sozial-interaktive Vorgang, in dem Beziehungen oder soziale Netzwerke gesucht werden. Hierfür wird die Kompetenz benötigt, die innere Hilflosigkeit thematisieren zu können. Viele Menschen konnten in ihrer Lebenslaufbahn diese Fähigkeit nicht erwerben, da ihnen diese Chance verwehrt wurde. Diese Menschen stehen unter starkem somatischen Druck, der Körper ist angespannt und das einzige Ziel ist die Entspannung. Hierfür bleibt lediglich die Abspaltung, wodurch der Druck und das Problem für den Moment aufgehoben werden kann. Diese Kompensation kann sich in verschiedener Art äußern, in "Entlastung, Ablenkung, [...] des Umleitens der inneren Bedrängnis, [...] [und] die antisozialen Kompensationen" (Böhnisch 2016: 22), in Ablehnung oder bis zur Gewalttätigkeit. Häufig wird die eigene Hilflosigkeit auf andere übertragen, indem der eigene Frust gegenüber Dritten in Form von Gewalt ausgelassen wird (ebd.) und dadurch Entlastung entstehen kann (vgl. Böhnisch 2016: 24).

Bei der inneren Abspaltung handelt es sich um eine Abspaltung der Hilflosigkeit, die gegen sich selbst gerichtet ist, auch autoaggressives Verhalten genannt. Dafür gibt es verschiedene Formen, u.a. "Selbstverletzung, [...] Ernährungsstörung, [...] Medikamentenmissbrauch und der Depressivität" (Böhnisch 2016: 24). Tendenziell sind diese mehr unter Mädchen und Frauen* verbreitet (ebd.). Auch hier ist die Hilflosigkeit des Selbst im Vordergrund. In diesem Fall ist das Selbst bereits abgespalten, es gibt zwei Selbst (Ich und der Körper), die gegenüberstehen und von Selbsthass gezeichnet sind. Durch den Selbsthass kann der Projektionsvorgang entstehen. Die Adressat*innen sind sich nicht bewusst, dass sie sich selbst verletzen.

Das einzige das für sie in dem Moment wichtig ist, ist die Wahrnehmung durch andere. Sie wollen Anerkennung durch Auffälligkeit erhalten und erfüllen. Es gibt zu diesen sehr auffälligen Verhaltensweisen auch die versteckten, psychischen Abspaltungsmuster wie z.B. "Sich-Entwerten, die erzwungene Selbstisolation, die Unterwerfung [...], das Aushalten der Demütigung oder überhaupt der Zwang zum Schweigen über die eigene innere Not" (Böhnisch 2016: 24f.). Durch die Abspaltung des Selbst und des damit unbewussten Auslassens der eigene Hilflosigkeit am eigenen Körper, erhält die Person für einen gewissen Zeitraum Entlastung. Ausschlaggebend für die Wahl der inneren Abspaltung von Mädchen und Frauen* als Bewältigungsverhalten ist die Stellung der Frau* in der heutigen Gesellschaft und den Geschlechterverhältnissen (ebd.). Dies wird genauer im Kapitel 3.5 betrachtet.

Somit kann gesagt werden, dass

"diese Abspaltungsdynamik [...] emotional aufgeladen [ist], [...] Entspannung [bringt], das antisoziale Verhalten, das wir als negativ bewerten, wird von den Betroffenen als positiv, als entspannend empfunden, als (oft) letztes Mittel [...], Anerkennung; Selbstwirksamkeit und Selbstwert zu erlangen. Deshalb kann man es ihnen nicht einfach ausreden, muss ihnen Möglichkeiten anbieten, in denen sie mit der Zeit spüren können, dass sie nicht mehr auf dieses Verhalten angewiesen sind" (Böhnisch 2016: 24).

Demnach kann sozialdestruktives oder selbstverletzendes Verhalten als Suche nach Handlungsfähigkeit bezeichnet werden und ein Zeichen auf Hoffnung, wenn die Soziale Arbeit den Blick von Defizitzuschreibungen abwendet. Hinter diesem Verhalten steckt das letzte Bewältigungsmittel, um die Handlungsfähigkeit durch Auffälligkeit zurückzuerlangen. Mit dem Hintergrund von sozialpädagogischen Interventionen, das Bewältigungsverhalten der Adressat*innen zu verändern und ihnen neue Wege aufzuzeigen, werden funktionale Äquivalente benötigt (vgl. Böhnisch 2017: 28).

3.4.2 Die relational-intermediäre Zone

Die Bewältigungskulturen, die diese Zone prägen, bezeichnet die soziale Zone der Lebensbewältigung. Diese Kulturen bestimmen das Bewältigungsverhalten (vgl. Böhnisch, Schröer: 2013: 31) und das Ausmaß der biografischen Handlungsfähigkeit (vgl. Böhnisch 2017:29) des Menschen stark, da sie durch die sozialen und persönlichen Beziehungen geprägt werden (vgl. Böhnisch, Schröer 2013: 31). Es gibt unterschiedliche Kulturen, u.a. "die Familie, [...] Gleichaltrigengruppe, [...]Schule, [...]"

die Arbeitswelt [...] (Böhnisch, Schröder 2013:31), die dafür ausschlaggebend sind, in welcher Art und Weise kritische Lebenssituationen angesprochen werden können. Bewältigungsverhalten kann in offenen Milieus, also erweitert, oder in abgeschotteten Milieus, also regressiv, stattfinden (ebd.).

3.4.2.1 Bewältigungskultur Milieu

Unter Milieu wird ein Konstrukt verstanden, das durch persönliche und sozial-räumliche Wechselseitigkeits- und Bindungsstrukturen entsteht und dadurch sozialen Rückhalt und Orientierung vermittelt. Milieustrukturen sind aufgrund, von verschiedenen einzelnen Lebenserfahrungen emotional besetzt. Durch die Dichte dieser Emotionalität der einzelnen Biografien, Geschlossenheit und Spannungen zwischen der Gruppe und der Einzelperson wird entschieden, wie die Subjekte der Gesellschaft gegenüberreten. Dadurch wird das Bewältigungsverhalten und somit die Lebensbewältigung geformt. In den Milieus wird ebenfalls die Normalität und Ausgrenzung bestimmt. Milieus haben eine große Bedeutung für die Menschen, die auf ihr soziales Umfeld für die Lebensbewältigung angewiesen sind (vgl. Böhnisch 2012b: 12). Durch das Ausgeschlossenensein und Aufteilen der Menschen in unserer Gesellschaft, schließen sich diese Menschen zusammen und bilden Milieus. Die gesellschaftliche Entgrenzung führt die Betroffenen zusammen, die sich durch abweichendes Verhalten nach innen strukturieren und gleichzeitig dadurch nach außen abgrenzen (vgl. Böhnisch 2012b: 18).

3.4.2.2 Bewältigungskultur Familie

Die Familie hat heutzutage viele Aufgaben, die sie alleine bewältigen muss. Unter anderem soll sie "soziale Bindung und sozialen Rückhalt, Gegenseitigkeit und existenzielles Vertrauen" (Böhnisch 2016: 57) sichern. Durch die gesellschaftliche Individualisierung werden nicht nur einzelne Interessen ausgehandelt, sondern die Familienmitglieder sind aufeinander angewiesen. Herabwürdigungen oder Unzufriedenheit, die außerhalb der Familie entstehen, werden in die Familie getragen und sollen dort verarbeitet werden. Sind die anderen Familienmitglieder nicht gewillt oder nicht in der Lage, entsteht Hilflosigkeit und Abspaltungsdruck, der in häuslicher Gewalt enden kann. Mögliche Formen sind psychische, sexuelle und physische Gewalt unter den Erwachsenen oder gegenüber ihren Kindern (vgl. Böhnisch 2016: 57). Viele Adressat*innen der Sozialen Arbeit erleben ein Gewalt- oder

Zwangsverhältnis innerhalb der Familie und sind bzw. waren diesem ausgesetzt. Dort hatten sie nie die Möglichkeit diese Erfahrungen und ihr Innenleben (vgl. Böhnisch, Schröder 2013:32), ihre Hilflosigkeit oder das Ausgesetzt-Sein (vgl. Böhnisch 2017: 30) zu thematisieren oder sich dagegen aufzulehnen (vgl. Böhnisch, Schröder 2013:32). Die Adressat*innen mussten diese Gefühle über einen langen Zeitraum unterdrücken, äußerten sich nicht und wurden unsichtbar, bis ihr Abspaltungsdruck zu groß wurde und sie als letzten Ausweg das antisoziale Verhalten sahen, wodurch sie letztendlich zu Adressat*innen der Sozialen Arbeit wurden (vgl. Böhnisch 2017: 30). Gewaltvolle Kommunikation oder Gewalthandlungen sind dabei nicht nur in sozial schwächeren Familien vorzufinden (vgl. Böhnisch, Schröder 2013: 32). Nicht in jeder modernen Kleinfamilie, die in unserer Gesellschaft überfordert ist, entsteht ein problematisches Verhalten. Insofern diese Schwierigkeiten allerdings im Alltag nicht bewältigt werden können, kann Hilflosigkeit in jedem einzelnen Familienmitglied entstehen. Erschwerend kommt hinzu, dass Familie als privat angesehen wird und somit die gesellschaftlichen Normen und Regeln nur schwer nachzuprüfen sind.

"Die Familie wird so zum Ausnahmezustand, in dem die Grenzen zwischen Liebe und Gewalt, Bedürftigkeit und Ausbeutung, Vertraulichkeit und Abhängigkeit, Nähe und Übergriff verwischt sein können" (Böhnisch 2016: 58).

In der Familie vermischen sich zwei Welten, die problembezogene Außenwelt, die es zu bewältigen gilt, und die emotionale, familiäre Innenwelt. Die beiden Welten werden undeutlich und verschwimmen zu einer Welt (vgl. Böhnisch 2016:58 zit. n. Brückner 2009). Bei fehlgeschlagener Bewältigung kann die Hilflosigkeit nur abgespalten werden. Es kommt zur innerfamilialen Abspaltung, die entlang "den tradierten Macht- und Gewaltverhältnissen der Männer-Frauen[*]-Eltern-Kind-Hierarchie in [der] Familie" (Böhnisch 2016:58) verläuft (ebd.).

Wiederholt belastete Familien stehen permanent unter dem Druck, den Schein nach außen zu bewahren, obwohl sie nicht mehr im Stande sind, eine Beziehung zu pflegen. Somit befinden sie sich in einem Kreislauf, aus dem sie nicht ausbrechen können und der Drang nach Abspaltung wird immer größer (vgl. Böhnisch 2016: 59). Für die Täter*, die die Gewalt in der Familie ausüben, tritt ein für sie herrschendes Gewalt- und Besitzrecht ein, da es sich bei der Familie um etwas Privates handelt. Zusätzlich fühlen sich die Frauen* und Kinder in diesem Gewaltverhältnis machtlos, halten still und wollen die Gewalt geheim halten. Das Bild der 'heilen Familie'

(Böhnisch 2016: 60) ist in der heutigen Gesellschaft immer noch stark verankert (vgl. Böhnisch 2016 59f.). Dieses ist allerdings mit der Realität nicht mehr vereinbar, in der viele Familien überfordert sind und Gewalttätigkeit gegenüber den 'Schwächeren' vorherrschen kann. Dabei trägt die Mutter eine zentrale Rolle, da sie sich oft nicht traut die innerfamiliäre Gewalt an die Öffentlichkeit zu tragen. Gründe hierfür sind unter anderem die mögliche Rache, neue Gewalttaten des Mannes* und die Sorge um das Bestehen der Familie. Diese Besorgnis kommt oft aus den tradierten Geschlechterrollen, in der sie für den Zusammenhalt der Familie verantwortlich ist. Somit entwickeln die Frauen* häufig Schuldgefühle, da sie ihrer Meinung nach nicht alles für die Familie getan haben und eine Teilschuld an der Gewalt tragen. Der Täter* versucht dahingehend, das Bild nach außen aufrechtzuerhalten. Somit kommt häusliche Gewalt meistens nur durch Verletzungen oder Verhaltensveränderungen der Kinder heraus (vgl. Böhnisch 2017: 206).

Gewalt ist heutzutage ein Thema in den Medien und auch als Bewältigungsverhalten erkannt, in der Familie ist es jedoch weiterhin ein Tabuthema. Zwar wird das Thema häusliche Gewalt heutzutage nicht mehr außer Acht gelassen, vor allem wenn die Opfer* sich entschließen nicht mehr zu schweigen, jedoch ist das Thema in der Substanz noch vorhanden. Durch die unübersichtlichen und teilweise bedrohlich wirkenden Zeiten bietet die Familie Halt. In den Familien, in denen tradierte Macht- und Hierarchieverhältnisse vorherrschen, kann Gewalt entstehen (vgl. Böhnisch 2016: 60). Frauen*, die die Rollenbilder stark verinnerlicht haben, werden ihre Männer* eher die Gewalt nachsehen können, ebenso wenn sie in ihrer Kindheit Gewalt erfahren haben und dies als Zeichen von Zuneigung oder Beziehung verinnerlicht haben. Diese Frauen* halten länger an der Gewaltbeziehung fest, da sie das weibliche Bild der Fürsorglichkeit und der Schuldübernahme verinnerlicht haben (vgl. Böhnisch 2016: 60f.; zit.n. von Ballusek 1999:11). Dies führt "gleichzeitig zu einer Tabuisierung von Gewalt" (Böhnisch 2016: 61). Dadurch, dass Täter* und Betroffene* nicht über die Tat sprechen, sieht die Gesellschaft darin nur eine schreckliche Tat, jedoch nicht das, was dahintersteckt. (vgl. Böhnisch 2016: 61).

3.4.3 Die sozialstrukturell sozialpolitische Zone

Diese Zone enthält zwei Konzepte, das der Lebenslage und das der Bewältigungslage. Beide können miteinander verknüpft werden, da Soziale Arbeit und die Sozialpolitik eine Verbesserung der gesellschaftlichen Lebensverhältnisse

und Chancen erreichen möchten. Die Orientierungsschwerpunkte liegen bei beiden Konzepten allerdings unterschiedlich. Die Sozialpolitik orientiert sich an den herrschenden sozialen Strukturen, dessen Bezug sie durch quantitative und qualitative Berichte erhält, wohingegen die Soziale Arbeit an der Person interessiert ist (vgl. Böhnisch, Schröder 2013: 40).

3.4.3.1 Das Konzept Lebenslage

Durch das Konzept Lebenslage wird ersichtlich, wie die Lebensverhältnisse gesellschaftlich strukturiert sind und welche Ressourcen individuell vorhanden sind, um das Leben zu bewältigen. Das Lebenslagenkonzept ermöglicht das Zusammenspiel von "gesellschaftlicher Entwicklung und der jeweiligen Ausformung von sozialen Spielräumen" (Böhnisch, Schröder 2013: 41), in denen die Bewältigung stattfindet, aufzuzeigen (vgl. Böhnisch 2017: 32). Lebenslage meint damit den "Kontext der von den Menschen verfügbaren materiellen, sozialen und kulturellen Bewältigungsressourcen vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Entwicklungen" (Böhnisch 2017: 32) aufzeigen zu können. Zusätzlich neben den Ressourcen gibt das Konzept Aufschluss darüber, wie bzw. ob bestimmte Lebensverhältnisse sozialpolitisch gebilligt werden. Je nach sozialpolitischer Akzeptanz verhält sich das gesellschaftliche Verständnis für regressives und erweitertes Bewältigungsverhalten (vgl. Böhnisch 2012b: 13).

Durch die Entwicklungen in der 2. Moderne, der Spezialisierung und Modernisierung der Arbeitsprozesse und der Verbesserung der Arbeitsverhältnisse und Ausbildungen, werden für die Menschen weitere Interessen ersichtlich und angestrebt- so das Modell (vgl. Böhnisch, Schröder 2013: 41). Trotzdem bleibt der Druck, zwischen Mensch und Wirtschaft bestehen, es findet nur eine Verlagerung des Drucks nach Innen in den Menschen statt. Den ständigen Konflikt zwischen Arbeit und Kapital handelt der Mensch mit sich alleine aus, da er auf die Arbeit angewiesen ist (vgl. Böhnisch 2012b: 14).

"Der Mensch der zweiten Moderne lebt nun selbstverantwortlich zwischen Chance und Risiko. Lebenslagen sind prinzipiell zu Risikolagen, die Spielräume ambivalent geworden" (Böhnisch, Schröder 2013: 45).

3.4.3.2 Das Konzept Bewältigungslage

Die Soziale Arbeit handelt personenbezogen und kann daher nur im geringen Maße sozialstrukturelle Interventionen abrufen. Auch wenn die Soziale Arbeit als "verlängerter Arm der Sozialpolitik" (Böhnisch 2017: 33) handelt, ist sie nicht fähig, "zentrale Spielräume der Einkommen, der Arbeit, und des Berufs sowie der Rechte [...]" (Böhnisch 2012b: 15) zu verändern (ebd.). Die Soziale Arbeit hat Handlungsmöglichkeiten in sozialen und kulturellen Spielräumen (vgl. Böhnisch 2017: 33). Dabei verfügt sie über mehrere Mittel, um sich einen Zugang zu den Lebenslagen zu schaffen. Diese Mittel sind "Sprache, Beziehungen, Zeit und Raum (Böhnisch 2012b:15). Anhand des Bewältigungsmodells ist ersichtlich, dass der Drang zur Abspaltung sich dann entwickeln kann, wenn die eigene Hilflosigkeit der Adressat*innen nicht thematisiert werden kann. Zusätzlich wird erfasst, dass sich die Thematisierung einer kritischen Lebenssituation schwierig ist, wenn diese nicht als soziales Problem innerhalb der Gesellschaft anerkannt ist und somit dem Subjekt die Schuld alleine vorgeworfen wird (ebd.). Die Soziale Arbeit macht sich ebenfalls auf der soziometrischen Ebene Gedanken, in dem sie nach "Unterstützungs- und Anerkennungsmöglichkeiten" (Böhnisch 2012b: 15), Abhängigkeitsverhältnissen und der damit verbundenen erlernten Hilflosigkeit fragt. An diese Gedanken schließt die biografische Zeitdimension an, in der sich die Problematik verhärtet und verstetigt. Nach jahrelanger defizitären und negativen Zuschreibungen, die die Adressat*innen erhalten haben, verfestigten sich diese in den Personen und wurden in ihre Empfindungen übernommen. Die räumliche Dimension gibt Aufschluss über die Aneignungsmöglichkeiten und -verwehrungen (ebd.). Es besteht ein Zusammenhang zwischen Lebenslagenspielräumen, wie z.B. Einkommen, soziale Kontakte und den daraus resultierenden Bewältigungschancen. Durch soziale Spielräume kann eine kritische Situation thematisiert werden (vgl. Böhnisch, Schröder 2013: 46).

3.4.3.3 Vier Dimensionen der Bewältigungslage

Böhnisch unterscheidet in vier Dimensionen, die miteinander verknüpft sind. Die erste Dimension ist die Abhängigkeit. Unter Abhängigkeit wird ein Zwangsverhältnis und somit ein Gewaltverhältnis verstanden, "in dem die Bewältigungslage durch Entwertung, Stigmatisierung, faktische Entmündigung, Verwehrung von Teilhabe und Optionsverlust massiv eingeengt wird" (Böhnisch, Schröder 2013: 48). Menschen sind aufeinander angewiesen und dadurch gleichzeitig abhängig von anderen Menschen.

Besonders häufig gibt es Abhängigkeitsverhältnisse in intimen Beziehungen. Frauen*, die aufgrund von häuslicher Gewalt in ein Frauenhaus fliehen, nehmen dieses Abhängigkeitsverhältnis mit, gehen oft zum Täter* zurück, da sie die Schuld mit übernehmen und die Beziehung aufrechterhalten wollen (vgl. Böhnisch, Schröder 2013: 49).

Der Ausdruck als zweite Dimension steht im Mittelpunkt von Interventionsmaßnahmen der Sozialen Arbeit. Durch die Sprache können kritische Lebenssituationen thematisiert und die Botschaften, die hinter Verhaltensmustern stecken, aufgeschlüsselt werden. Durch Delikte oder Gewalthandlungen versuchen die Adressat*innen auf sich aufmerksam zu machen. Wurde die Person in ihrem Selbst häufig zurückgewiesen und hat keinen Weg erkannte um sozialen Rückhalt zu erhalten, sieht sie keine andere Möglichkeit, als dies durch abweichendes Verhalten zum Ausdruck zu bringen (vgl. Böhnisch, Schröder 2013: 50f.).

Für die Erwachsenenwelt geformt durch Rollen und Funktionen, ist die Aneignungsperspektive eine wichtige Dimension der Bewältigungslage. Menschen stehen unter erheblichen Druck, da sie in ständig neuen Aneignungsprozessen stecken, die sie über ihr Leben lang stabilisieren müssen (vgl. Böhnisch, Schröder 2013: 51f.).

Die letzte Dimension bezeichnet die Anerkennung. Personen, die abhängig sind, erfahren die Entwertung ihres Selbst. Durch Anerkennung entsteht die Möglichkeit über sich selbst sprechen zu können und erleichtert gleichzeitig die Aneignungsprozesse (vgl. Böhnisch, Schröder 2013: 53). "Die Anerkennung des Gegenübers wird zur Bedingung des eigenen Anerkannt-Seins" (Böhnisch, Schröder 2013: 53; zit. n. Honneth 2010: 38).

3.5 Bewältigungsverhalten geschlechtsdifferent betrachtet

Befinden sich Männer* oder Frauen* in einer kritischen Lebenssituation, sind sie mit ihrer inneren Hilflosigkeit gleich betroffen. Der Unterschied zwischen Frauen* und Männern* liegt darin, dass sie in der Regel einen anderen Umgang mit diesen kritischen Ereignissen und ihrem Selbst finden und dieser gesellschaftlich anders gewertet wird. Frauen* ziehen sich zurück und setzen sich mit der Thematik auseinander. Dieses Verhalten findet in unserer Gesellschaft kaum Anerkennung. Männer* hingegen greifen zu antisozialem Verhalten und erhalten dadurch mehr Aufmerksamkeit (vgl. Böhnisch, Schröder 2013: 28). Hierbei handelt es sich um

empirische Tendenzen, nach denen Männer* und Frauen* ihre innere Hilflosigkeit unterschiedliche abspalten. Viele der Adressat*innen der Sozialen Arbeit kommen aus einem sozialen Umfeld, in denen traditionelle Rollenbilder der Geschlechter vorherrschen (vgl. Böhnisch 2016: 32).

"Das Geschlecht ist eine für das Menschsein konstitutive Kategorie, die wie keine andere innerpsychisch, sozial interaktiv und gesellschaftlich wirkt. [...] Geschlecht [muss] vor allem als soziale Konstruktion thematisier[t werden]" (Böhnisch 2017: 28).

Durch diese gesellschaftliche Begriffsbestimmung im Zusammenhang mit dem sozialen Milieu, kulturellen Hintergründen und lebensaltertypischen Faktoren, wird die Entfaltung oder Abnahme der Spielräume und Bewältigungsmuster nach dem Geschlecht bestimmt (ebd.). Der Geschlechterhabitus bezeichnet die heute vorherrschende geschlechtshierarchische Arbeitsteilung, in der, meist weibliche, Beziehungsarbeit nicht so hoch angesehen wird, wie Erwerbsarbeit, die meistens männlich ist. Diese Ansicht ist alltäglich. Frauen* nehmen sich in der Öffentlichkeit eher zurück, Männer* fühlen sich überlegen. Dieses Gefühl bekommen sie schon in der Kindheit erzogen. Männliche Dominanz wird kulturell und gesellschaftlich 'anerzogen'. Viele Männer* fühlen sich aufgrund dieser Vermittlung in der Regel den Frauen* überlegen, auch wenn dies in der Wirklichkeit nicht der Fall ist. Diese Denkweise ist in allen Schichten vertreten. Die jeweilige Lebenslage ist dafür verantwortlich, ob der Mann* diese aktivieren muss (vgl. Böhnisch 2017: 44).

3.5.1 Bewältigungsverhalten von Frauen*

Frauen* denken in Beziehungen. Dies ist gerade in kritischen Lebenssituationen erschwerend, da sie zwischen ihren eigenen Ansprüchen und dem Wohl des Anderen stecken. Das Grundmuster des Bewältigungsverhaltens von Frauen* in kritischen Lebenskonstellationen ist so, dass Frauen* das Problem zuerst nach innen verschließen, um es dort zu bearbeiten und nach der Bearbeitung erst nach außen abgeben. Durch das nach innen genommene Problem verliert die Frau* an Autonomie und verwehrt sich selbst die Chance, in einen Konfliktaustausch zu gehen. Somit wird der Konflikt zu ihrem Konflikt, sie übernimmt die Schuld dafür (vgl. Böhnisch, Funk 2016: 40).

Es handelt sich hier um ein innengerichtetes Bewältigungsmodell, in dem Frauen* der Schwierigkeit gegenüberstehen, in der Gesellschaft mit ihrer Aggression umzugehen. Zeigen Frauen* ihre Aggression nach außen, sind sie am letzten Punkt

angekommen, sie suchen den Konflikt als allerletztes Mittel. In der Gesellschaft wird ihr Verhalten als Kontrollverlust bezeichnet. Dieses Verhalten passt nicht zu den gesellschaftlichen Vorstellungen einer Frau* und dies wird ihr zurück gespiegelt. Hierbei befinden sich Frauen* in einem Dilemma, da ihr Verhalten an ein gesellschaftliches Bild mit Erwartungen verknüpft ist und dieses so übernommen wird.

"Dass sich Frauen[*] selbst disziplinieren und reduzieren, dass sie die Schuld bei sich suchen, Aggressionen eher gegen sich selbst wenden und ihre Probleme mit Befindlichkeitsstörungen verbinden und sich deshalb nur über Krankheitssymptome nach außen wenden können, kann [durch] [...] diese[s] Modell des innengeleiteten Konflikts erklärt werden" (Böhnisch, Funk 2016: 40f).

Mit diesem Hintergrundwissen ist es wichtig für Sozialarbeiter*innen, dass sie das Selbstbewusstsein der Frauen* stärken und sie ermutigen, ihre Normen und Grenzen der Außenwelt zu zeigen und ihre Selbstständigkeit behalten. Dafür muss eine Kraft in den Frauen* entwickelt werden, das Risiko zu scheitern oder Konflikte auszutragen, einzugehen. Hierfür muss ihnen sozialer Rückhalt vermittelt werden, damit sie bei Konfliktverhalten nicht alleine sind, sondern Unterstützung erhalten können (vgl. Böhnisch, Funk 2016: 41). Typische Eigenschaften, die eher Frauen* zugeordnet und zugestanden werden, sind "Schwäche, Trauer und das Bedürfnis nach Geborgenheit" (Böhnisch, Funk 2016: 42). Diese Eigenschaften werden nicht als Stärken wahrgenommen, sondern als Eigenschaften, die Männer* nicht unbedingt erwerben sollen. Aufgrund fehlender Anerkennung dieser Eigenschaften treten Frauen* seltener in die Öffentlichkeit, sondern nehmen vieles nach innen, empfinden es als normal, dass sie ihre Probleme mit sich ausmachen oder verschweigen. Die Aufgabe der Sozialen Arbeit liegt hierbei, die gewohnten Rollenmuster aufzubrechen, die Frauen* zu stärken und sie von zugeschriebenen Fähigkeiten loszulösen (vgl. Böhnisch, Funk 2016: 42f.).

3.5.2 Geschlechterrollen in der Familie

Hinter vermeintlichen geschlechtstypischen Bewältigungsmustern stehen oft "soziale, kulturelle, und/oder ethnische Benachteiligungen" (Böhnisch 2017: 45), die berücksichtigt werden müssen. Die Familie ist und bleibt ein gesellschaftliches hochgehaltenes Gut, das als Ganzes gesehen wird. Je mehr die Familie bedroht ist, umso mehr klammern sich die einzelnen Mitglieder an dieses Konstrukt, um nach außen und innen den Schein zu wahren. Durch den Blick auf die Familie als Ganzes,

können traditionelle Geschlechterrollen wieder hervortreten. Adressat*innen der sozialen Arbeit befinden sich häufig in kritischen Lebenssituationen, in denen der Alltag und die Orientierung durcheinander gebracht wurde. Geschlechterrollen geben in einer Welt, die gerade aus den Fugen läuft, Halt und Orientierung. Dieser neu empfundene Halt gibt für einen kurzen Zeitpunkt den gewünschten Bewältigungserfolg. Auf lange Sicht gesehen ist das nicht positiv, da keinerlei Veränderung im Bewältigungsverhalten möglich ist (vgl. Böhnisch 2017: 46).

3.5.3 Die Soziale Arbeit und eine geschlechtssensible Arbeit

Der erste Schritt für Sozialarbeiter*innen ist das Verhalten der Frauen* im Bezug auf ihren Ausdruck und ihrer Sprache deuten zu können und diese Deutung den Adressatinnen* direkt mitzuteilen. Dadurch ist Raum für eigene Befindlichkeiten der Adressatinnen* (vgl. Böhnisch 2016: 43). Der nächste Schritt ist das Erkennen von femininen Bewältigungsstrategien in kritischen Lebenskonstellationen, die dann aufbrechen, wenn andere Bewältigungsansätze, wie die Thematisierung nicht mehr oder generell nicht funktionieren. Letztendlich wird nach dem gegriffen das noch besessen wird und einem nicht genommen werden kann: tradierte Geschlechterrollen. Wie oben beschrieben, geben sie Orientierung und Halt. Die Soziale Arbeit muss hier ansetzen und diese verfestigten Rollenbilder lösen. Dies ist durch funktionale Äquivalente möglich. Diese sollen ihnen Sicherheit liefern, da durch dieses Loslösen der Geschlechterrollen zunächst Unsicherheit entsteht (vgl. Böhnisch 2016: 44ff.).

"Erst über entsprechende Ressourcen- vertrauensvolle Beziehung, soziale Anerkennung, Möglichkeiten, etwas bewirken zu können, ohne andere abzuwerten oder sich selbst erniedrigen zu müssen- [...] mag es gelingen, sozial- und destruktive Formen [...] weiblichen Rückzugsverhalten aufzulösen oder zu mindern" (vgl. Böhnisch 2016: 46).

3.6 Reflexions- und Arbeitsprinzipien einer bewältigungsorientierten Sozialen Arbeit

Dieses Unterkapitel befasst sich mit dem methodischen Vorgehen, das sich aus dem Konzept ableitet. Die abgeleitete Grundthese der Bewältigungstheorie lautet, "dass antisoziales und/oder destruktives Verhalten immer auch Bewältigungsverhalten in kritischen Lebenskonstellationen ist" (Böhnisch, Schröder 2015: 69). Dieses Verhalten resultiert daraus, dass das Streben nach Handlungsfähigkeit um jeden Preis erhalten werden soll (ebd.).

3.6.1 Soziale Kompetenzen

Im Laufe der Beratung entwickelt sich ein emotionales Spannungsfeld, da die Adressatinnen* die Sozialarbeiter*innen in ihr Geschehen und ihren Alltag integrieren, sie müssen sich auf die Adressatinnen* und ihre Biografien einlassen können. Im Beratungs- bzw. Beziehungsprozess mit den Adressatinnen* entsteht eine Wechselseitigkeit zwischen "Betroffenheit, Berührtsein und Aufgefordertsein in der sinnlich-emotionalen Beziehung" (Böhnisch 2017: 296) und der professionellen Seite wie Gesetze und Fachlichkeit (ebd.). Wichtig hierbei ist, dass die Sozialarbeiter*innen sich immer wieder selbst reflektieren, damit ihre eigenen Ansichten und Weltbilder nicht den Adressatinnen* 'aufgedrückt' werden. Adressatinnen* und Sozialarbeiter*innen kommen in der Regel aus verschiedenen Lebenswelten, dies muss stets im Hinterkopf behalten werden. Trotzdem muss das Verhalten der Adressatinnen* verstanden werden, auch wenn dies eine persönliche Konfrontation mit dem eigenen Weltbild und Denken bedeuten kann (vgl. Böhnisch 2017: 296).

Bei den sozialen Kompetenzen spielen verschiedene Faktoren bzw. Haltungen in die Arbeit der Sozialarbeiter*innen rein. Wichtig ist, dass die Adressatinnen* in keine Kategorie gedrängt werden, sondern jede als eigenständige Person mit ihren persönlichen und individuellen Stärken gesehen wird (vgl. Böhnisch 2017: 296f.). Ebenfalls wird das Verhalten der Adressatinnen* verstanden, muss jedoch nicht gutgeheißen werden. Durch das antisoziale Verhalten erhält die Adressatin* keinen Nachteil, da Person und Verhalten in der Arbeit getrennt werden. Der nächste Punkt ist das Verstehen, der in den vorherigen hineinspielt. Sozialarbeiter*innen sind hierbei aufgefordert Tatsachen und Situationen zu verstehen, die sie aus ihrem eigenem Alltag nicht kennen. Das Verhalten muss nicht gutgeheißen werden, den Adressatinnen* aber vermittelt werden, dass "sie dort ab[geholt werden], wo [...] sie gerade stehen" (Böhnisch 2017: 297). Dieses Verstehen und Akzeptieren ebnet den Weg für das Empowerment (ebd.).

3.6.2 Reframing

Beim Reframing werden die versteckten Möglichkeiten in kritischen Lebenslagen beachtet und nicht das problematische Verhalten. Somit findet ein Umdeuten des Problems statt (vgl. Böhnisch 2017: 299).

"Hinter offensichtlichen Defiziten und Schwächen die dennoch vermuteten Stärken [...] zum Ansatzpunkt machen, hinter den aggressiven Selbstinszenierungen das Streben nach Selbstwert und Anerkennung [...] sehen und daran ansetzen" (Böhnisch 2017: 299).

Das Reframing wendet sich von dem Defizitblick ab und hebt die Stärken hervor, z.B. das Durchhalten in einer kritischen Lebenssituation. Die durch das Aushalten entstandenen Kräfte werden als Stärke gesehen, auch wenn sie zu dem Zeitpunkt des 'Scheiterns' verdeckt sind. Diese Kräfte müssen durch die Sozialarbeiter*innen anerkannt werden (ebd.).

3.6.3 Funktionale Äquivalente

Hierbei handelt es sich um eine Erweiterung von Lebens- und Bewältigungslagen, die in Projektsettings stattfinden. In diesen Settings sollen die Adressatinnen* spüren, dass sie ihr abweichendes Verhalten nicht länger benötigen, "um Selbstwert, soziale Anerkennung und Selbstwirksamkeit zu erreichen" (Böhnisch 2017: 301). Funktionale Äquivalente müssen zu Beginn nah an dem abweichenden Verhalten angedockt sein, damit sie funktionieren können und das positive Gefühl, das die Adressatinnen* bei dem abweichenden Verhalten spüren, weitergetragen wird (vgl. Böhnisch 2017: 301f.).

3.6.4 Empowerment und Befähigung

Beim Empowerment sollen die Adressatinnen* dazu beitragen eigene Lösungsmöglichkeiten für die Probleme zu suchen. Dabei sollen sie nach möglicher Unterstützung aus dem sozialen Umfeld suchen. Der Blick ist eindeutig auf die Stärken der Adressatinnen* gerichtet: Bei ihrem eigenen Hilfeprozess sollen sie stark beteiligt und aktiv sein. Da die Stärken oft durch die Problemlagen verdeckt sind, sind sie nicht gleich vorhanden und müssen erst entwickelt werden (vgl. Böhnisch 2017: 307f.). "Empowermentstrategien, sollen sie Erfolg haben, müssen deshalb an der Bewältigungslage der KlientInnen anknüpfen, können nicht einfach aufgesetzt werden, [...]" (Böhnisch 2017: 308). Deshalb sind funktionale Äquivalente vorher so wichtig, damit die Adressatinnen* zunächst verstehen können, dass ihr abweichendes Verhalten nicht länger notwendig ist. Ansonsten können Empowermentstrategien überfordernd wirken. Die Voraussetzung für Empowerment ist die Neuentwicklung des Selbst im Bezug auf die soziale Umwelt. Auch die Sozialarbeiter*innen sind in dieser Hinsicht gefragt, indem sie ihre eigene

Arbeitsweise ändern müssen. Um gute Interventionsarbeit in Kombination mit Empowerment leisten zu können, muss sich das grundsätzliche Verständnis ändern. Somit sollte sich die Intervention zu einer Interaktion des Hilfeprozesses mit den Adressatinnen* entwickeln, in denen die Sozialarbeiter*innen die Möglichkeit haben, die Lebensbewältigung der Adressatinnen* als eigene Leistung und Stärke anzuerkennen. Dies sollte gleichermaßen fachlich und sozial von den Sozialarbeiter*innen anerkannt werden (vgl. Böhnisch 2017: 308ff.).

3.6.5 Frauen*beratung in der Sozialen Arbeit

Im Mittelpunkt der Beratung steht die Sprache, um die innere Hilflosigkeit zu thematisieren (vgl. Böhnisch 2017: 319).

Beraterinnen* haben es mit zwei grundlegenden Problemen bei der Beratung von Frauen* zu tun. Da Frauen* dazu neigen, Probleme anderer zu ihren zu machen, fühlen sich verantwortlich und übernehmen eventuell die Schuld für die Probleme. Bei der Benennung ihrer eigenen Probleme möchten sie direkt Lösungen erhalten, die verhindern, dass das Problem wieder auftreten kann. Einige Frauen* möchten lieber keine Lösung für das Problem kennen, da sie Angst davor haben. Diese Angst resultiert daraus, etwas Neues, Unbekanntes wagen zu müssen, dessen Risiko sie aktuell nicht fassen können. Zum einen müssten sie somit die Verantwortung des Scheiterns übernehmen, auf der anderen Seite entspricht es oft nicht ihrer biografischen Rolle selbst hervorzutreten, sondern sich eher zurückzunehmen. Viele Beraterinnen* machen die Erfahrung, dass die Frauen* darauf beharren, belastbar zu sein. Manche Frauen* erhalten aus der belastenden Situation Anerkennung von Dritten, die ihnen das Gefühl der Handlungsfähigkeit vermittelt. Frauen* machen in der Regel ihre Schwierigkeiten mit ihrem Selbst aus. Dabei entstehen zwei Muster: Gesellschaftlich gesehen dürfen Frauen* ihre Aggressivität nicht nach außen ausleben. Es entsteht ein Anstau, der somatisch unterdrückt werden muss bis dieser Druck zu groß wird und ausbricht. Ein weiteres Muster ist die Konfliktbewältigung durch Überfürsorglichkeit. Der eigentliche Konflikt wird unkenntlich gemacht. Es entsteht an einer anderen Stelle ein neuer und verdeckt somit den eigentlichen (vgl. Böhnisch 2017 324f.).

Gründe für diese Situation ist oft die Isolation der Frauen*. Diese wird durch zwei Seiten bekräftigt. Auf der einen Seite nimmt der Mann* im Leben der Frau* eine immer größere Rolle ein, sie erhält durch ihn die meiste Anerkennung. Dadurch

werden soziale Kontakte vernachlässigt. Auf der anderen Seite haben viele Frauen* das Gefühl, dass sie Brüche oder bestehende Probleme mit anderen Frauen* nicht direkt ansprechen können. Die Aufgabe der Sozialen Arbeit liegt hierbei, verschiedene Angebote für die Frauen* zu ermöglichen, andere Frauen* aus verschiedenen kulturellen und sozialen Milieus kennenzulernen. Da Frauen* vermehrt in Beziehungen denken, bzw. diese ihnen sehr wichtig sind, müssen Möglichkeiten geschaffen werden, um die Isolation abzuwenden. Wichtig in der Arbeit mit Frauen* ist ebenfalls, dass sie in der Beratung soziale und personale Anerkennung erhalten und somit ihren Selbstwert steigern können. Frauen* sollen nicht nur Unterstützung in der Problembehandlung erhalten, sondern auch ein neues Auftreten, neue Rollen und die Möglichkeit selbst aktiv zu werden (vgl. Böhnisch 2019: 327f.).

3.7 Zusammenfassung

Das entwickelte Konzept Lebensbewältigung von Böhnisch gibt Aufschluss über das Bewältigungsverhalten von Menschen in kritischen Lebenslagen und formuliert dazu Handlungsaufforderungen für die Soziale Arbeit.

Die Menschen streben in kritischen Lebenslagen nach subjektiver Handlungsfähigkeit, um ihr psychosoziales Gleichgewicht nicht zu gefährden - und das um jeden Preis. Hierbei können sich Verhaltensmuster entwickeln, die von den gesellschaftlichen Normen abweichen, destruktiv oder autoaggressiv sind.

Böhnisch unterscheidet in drei Zonen. In der personal-psychodynamischen Zone, wird die Wiedergewinnung oder Erhaltung der Handlungsfähigkeit erläutert. Durch Nicht-Thematisierung des Problems entsteht ein somatischer Druck in der Person, der irgendwann so stark wird, dass die innere Hilflosigkeit abgespalten werden muss. Es wird in äußere und innere Abspaltung unterschieden.

In der relational-intermediären Zone geht es um die verschiedenen Bewältigungskulturen, die das Bewältigungsverhalten mitbestimmen. Hierbei kann in Milieu und Familie unterschieden werden. Ein großer Schwerpunkt liegt in der Bewältigungskultur Familie, da sich hier die Außenwelt mit all ihren Problemen und das Private miteinander vermischen und bewältigt werden muss. Gelingt diese Bewältigung innerhalb der Familie nicht, muss sie abgespalten werden, nicht selten

in Form von häuslicher Gewalt. Familie, insofern die Bewältigung erfolgreich ist, kann als große Stütze und Sicherheit für die einzelnen Familienmitglieder fungieren.

Die sozialstrukturell und sozialpolitische Zone verbindet die Sozialpolitik und Soziale Arbeit. Die Sozialpolitik befasst sich mit dem Konzept Lebenslage, indem die einzelnen erreichbaren Ressourcen der Menschen analysiert werden, in Rückkopplung zur der gesellschaftlichen Entwicklung. Sie bestimmt zusätzlich das gesellschaftliche Verständnis für einzelnes Bewältigungsverhalten. Die Soziale Arbeit befasst sich mit dem Konzept Bewältigungslage, indem sie ihre Handlungsmöglichkeiten in den kulturellen und sozialen Spielräumen sieht.

Ein wichtiger Punkt in der Lebensbewältigung ist, dass das Bewältigungsverhalten geschlechtsdifferent betrachtet werden muss, da Frauen* und Männer* mit ihrer inneren Hilflosigkeit unterschiedlich umgehen und dies auch in der Gesellschaft unterschiedlich anerkannt wird. Frauen* tendieren dazu, ihre Probleme in sich hineinzunehmen, verschließen sich vor der Außenwelt und werden unsichtbar. Männer* hingegen tendieren zu antisozialem Verhalten, spalten ihre innere Hilflosigkeit nach außen ab und erhalten dadurch mehr Aufmerksamkeit. Frauen* werden in unserer Gesellschaft Eigenschaften wie Schwäche, Trauer und das Bedürfnis nach Geborgenheit zugeordnet, die gesellschaftlich gebilligt sind. Aufgrund mangelnder Anerkennung dieser Eigenschaften, nehmen sich viele Frauen* eher zurück, treten nicht direkt in die Öffentlichkeit, machen ihre Probleme mit sich selbst aus. Zusätzlich treten häufig in Familien, die sich in kritischen Lebenssituationen befinden, die tradierten Rollenbilder stärker hervor, da sie das Gefühl von Sicherheit und Orientierung geben. Das führt dazu, dass die Geschlechterrollen verstärkt werden und es den einzelnen Familienmitgliedern noch schwerer fällt, ein anderes Bewältigungsverhalten zu entwickeln. Dieses Wissen benötigt die Soziale Arbeit, um den tradierten Geschlechterrollen entgegenzuwirken und neue Möglichkeiten der Bewältigung aufzeigen zu können. Hierfür kann die Soziale Arbeit auf verschiedene Methoden zurückgreifen, u.a. Reframing, funktionale Äquivalente und Empowerment. Festzuhalten ist, dass abweichendes oder autoaggressives Verhalten immer Bewältigungsverhalten ist, mit dem Streben nach subjektiver Handlungsfähigkeit.

4. Forschung

Im folgenden Kapitel wird auf die Forschung von Linda Ueckerth eingegangen, die sich mit dem Thema Gewaltbewältigung von Frauen* beschäftigt hat. Ueckerth bediente sich dabei der qualitativen Forschung, indem sie zwei Expertinnen*interviews durchführte. In diesem Kapitel wird zunächst erläutert, was unter qualitativer Forschung verstanden wird und wie Linda Ueckerth ihre Interviews durchgeführt hat. Darauf folgt die Auswertung und Analyse ihrer Interviews.

4.1 Qualitative Sozialforschung

Qualitative Sozialforschung wird heute oft verwendet, wenn soziale Zusammenhänge in unserer Gesellschaft verstanden und erklärt werden sollen (vgl. Flick 2014: 22). Dafür werden offene und teilstandardisierte Interviews verwendet, um "Situationsdeutungen und Handlungsmotive in offener Form zu erfragen, Alltagstheorien [...] zu erheben" (Hopf 2013: 350). Ein wichtiger Grundsatz der qualitativen Sozialforschung ist, dass der Mensch stets im Vordergrund stehen muss. Dies ist nicht in allen Forschungen gegeben, oft treten die einzelnen Menschen in den Hintergrund, da Theorien oder Methoden nicht auf die Menschen angepasst werden (vgl. Mayring 1996: 9f.). Nach dem Grundgedanken der qualitativen Sozialforschung werden die Menschen ganzheitlich und in ihrem Kontext eingebunden gesehen. Deswegen ist es unausweichlich die Untersuchung in einem gewohnten Setting durchzuführen, um reale Ergebnisse zu erhalten (vgl. Flick 2014: 27), die an natürliche und gewohnte Lebenssituationen angedockt sind (vgl. Mayring 1996: 12). Einen wichtigen Beitrag zu erfolgreichen Ergebnissen leistet eine gute Kommunikationsebene zwischen dem*der Interviewer*in und dem*der Interviewt*en. Bei dem Interview und dessen Ergebnisse handelt es sich jeweils um die subjektive Wahrnehmung der einzelnen Person. Die Beobachtungen, Eindrücke und Gefühle der forschenden Person fließen in die spätere Interpretation der Ergebnisse ein (vgl. Flick 2014: 29). Die qualitative Forschung steht oft vor der Schwierigkeit der Verallgemeinerung ihrer Ergebnisse, da diese Forschungen in der Regel mit einer kleinen Fallzahl durchgeführt werden (vgl. Mayring 1996: 13).

Mayring definiert weitere Grundlagen der qualitativen Forschung. Die erste Grundlage ist die Einzelfallbezogenheit. Dadurch können Hintergründe genauer analysiert und Thesen eventuell entkräftet werden. Ein weiterer wichtiger Punkt ist

die Offenheit, damit neue Aspekte, die während der Forschung entstehen, mit in die Ergebnisse einbezogen werden können. Zusätzlich müssen die angewendeten Methoden ständig kontrolliert werden und die einzelnen Durchführungsschritte nachvollziehbar dokumentiert werden, damit die Ergebnisse im Anschluss schlüssig sind (vgl. Mayring 1996: 13ff.). Ebenfalls von großem Vorteil ist es aktuelle Veröffentlichungen zu dem Thema zu kennen, um die Ergebnisse der Interviews besser einordnen zu können, ebenso wie fundiertes Wissen über die Zielgruppe, ihre Lebenswelt und Kontextwissen (vgl. Flick 2014: 74). Um zuverlässige und nachvollziehbare Ergebnisse einer Forschung zu erhalten, können Leitfäden verwendet werden. Durch sie werden die einzelnen Interviews vergleichbarer anhand der Leitfragen (Ueckeroth 2014: 80; zit. n. Schirmer 2009: 80f.).

Linda Ueckeroth bediente sich in ihrer Forschung zwei Expertinnen*interviews. Die Expertinnen* wurden an ihrem Arbeitsplatz befragt. Dabei handelt es sich um einen geschlossenen Raum, um Störungen zu vermeiden. (vgl. Ueckeroth 2014: 79f.).

4.2 Datenerhebung in der Forschung

Bei einem Interview handelt es sich um eine bewusst herbeigeführte Gesprächssituation aller Beteiligten. Es werden gezielte Fragen an die interviewende Person gestellt, die diese beantworten soll. Ein großer Vorteil dieser Form der Datenerhebung liegt darin, dass die Informationen unverzerrt sind und subjektiv nachvollzogen werden. Bei qualitativen Interviews handelt es sich um nicht-standardisierte Interviews, damit sich an die jeweilige Situation und Antworten der interviewten Person angepasst werden kann. Die Fragen werden ausschließlich offen gestellt, da die interviewte Person dadurch die Möglichkeit erhält, Fakten und Bedeutungen die sie als wichtig empfindet, zu erwähnen. Die forschende Person wendet einen weichen bis neutralen Interviewstil an, das heißt, sie strahlt Sympathie und Verständnis für die Situation aus, die die befragte Person thematisiert. Ein Vertrauensverhältnis zu der interviewten Person sollte aufgebaut werden. Die Interviews sollten mündlich und in Einzelinterviews durchgeführt werden (vgl. Lamneck 2005: 329ff.). Besteht die Forschung aus einer geringen Anzahl von Fällen, kann mit ihnen tiefer und intensiver gearbeitet werden (vgl. Ueckeroth 2014: 81; zit. n. Berger 2010: 128). Zusätzlich muss gewährleistet sein, dass die befragten Personen durch das Interview keinen Schaden erleiden, z.B. in Form von hoher Belastung oder Retraumatisierung durch die Konfrontation mit der Thematik (vgl.

Flick 2014: 65). Diese beiden Gründe führt Linda Ueckerth auf, weshalb sie sich für lediglich zwei Interviews entschied, die mit Expertinnen* durchgeführt wurden (vgl. Ueckerth 2014: 81).

Während des Interviews bediente sich Ueckerth einem Interviewleitfaden (vgl. Ueckerth 2014: 81), um das Interview systematisch zu gestalten und zuverlässige Ergebnisse zu erhalten. Es gilt der Grundsatz zur Erstellung des Leitfadens: "So offen wie möglich, so strukturiert wie nötig" (Helfferich 2014: 560). Alle Teilnehmer*innen beantworten die gleichen Fragen, um eine spätere Vergleichbarkeit herzustellen. Die Fragen werden situativ gestellt und nicht wie im Leitfaden aufgeführt, ebenfalls wird das Sprachniveau der interviewten Person angepasst (vgl. Bogner et. al. 2014: 28f.).

Damit sich die interviewte Person besser auf die Interviewsituation einstellen kann, ist vorher die Dauer mit ihr abzustimmen. Natürlich ist die Interviewdauer nicht konkret planbar, grundsätzlich sollten mindestens zwei Stunden eingeplant werden. Ebenfalls sollte eine entspannte und ruhige Atmosphäre geschaffen werden, um ein unangenehmes Gefühl oder das Gefühl des Ausspionierens zu vermeiden (vgl. Lamnek 2005: 353f.). Linda Ueckerth gibt an, dass sie in der Kontaktaufnahme eine Interviewdauer von ca. eineinhalb Stunden einplante (vgl. Ueckerth 2014: 82).

4.2.1 Definition von Expert*inneninterviews und Beschreibung der Teilnehmer*innen

Expert*inneninterviews sind eine Untergruppe der Leitfadeninterviews. Hierbei zählt die befragte Person als Expert*in für ein bestimmtes Handlungsgebiet, indem sie als Vertreter*in für eine bestimmte Gruppe angesehen wird (Flick 2014: 214). Als Expert*in wird angesehen,

"wer in irgendeiner Weise Verantwortung trägt für den Entwurf, die Implementierung oder die Kontrolle einer Problemlösung oder wer über einen privilegierten Zugang zu Informationen über Personengruppen oder Entscheidungsprozesse verfügt" (Meuser, Nagel 1989: 3f).

Es wird in zwei Arten von Expert*inneninterviews unterschieden. In der ersten Art stehen die Expert*innen mit ihrem Handlungsfeld und ihrer Arbeit im Mittelpunkt des Forschungsinteresses. Bei der anderen Art steht ebenfalls das Handlungsfeld der Expert*innen im Vordergrund, allerdings nicht die Person selbst. Sie sollen Informationen über das Handeln einer bestimmten Zielgruppe aufschlüsseln. Hierbei geht es um das Kontextwissen der Expert*innen (vgl. Meuser, Nagel 1989:

5f.). Für Meuser und Nagel entsteht Expertenwissen durch die jahrelange Erfahrung bestimmter Handlungsabläufe und Strukturen. Ebenfalls zeichnen sie sich durch die gute Erreichbarkeit der Zielgruppe aus (vgl. Ueckeroth 2014: 84; zit. n. Meuser, Nagel 2009: 37ff.).

4.2.2 Vorbereitung und Durchführung der Interviews

Die zu befragenden Personen müssen gut ausgewählt werden und dafür muss ein theoretisches Vorverständnis des Forschers vorhanden sein, um die richtigen Personen herauszufinden. Insofern Personen gefunden wurden, müssen sie dieser Untersuchung zustimmen. Abhängig von der Anzahl der interviewten Personen ist die Menge an Informationen und Daten, die erhebt werden können. Dafür sollten mindestens zwei Personen interviewt werden.

Nach der Entwicklung des Leitfadens, sollte ein Pretest durchgeführt werden, um die benötigte Zeit einzuschätzen und um mögliche Verbesserungen zu erkennen.

Ein Termin zur Interviewdurchführung wird vereinbart, dabei wird auf die Anonymität der interviewten Person ausdrücklich hingewiesen (vgl. Ueckeroth 2014: 86f.). Während der Durchführung sollte das Gespräch aufgezeichnet werden, um so viele Daten wie möglich festzuhalten. Daher empfiehlt sich, das Gespräch mit einem Tonband aufzuzeichnen (vgl. Bogner et. al. 2014: 39f.).

Eröffnet wird das Gespräch mit einer genau ausgewählten Frage, mit der der Rahmen des Themas festgelegt wird. Ist das Interview am Ende angelangt, muss dieses eindeutig beendet werden. Hierbei ist Raum für ein Fazit oder ergänzende Aussagen der Teilnehmer*innen. Anschließend an das Interview wird ein Protokoll angefertigt, das das Setting beschreibt, wie z.B. Räumlichkeiten, Mimik und die Dauer des Interviews. Die ausgewerteten Ergebnisse werden in der Regel den Befragten zugeschickt (vgl. Ueckeroth 2014: 87f.).

4.2.3 Vorgehensweise in der vorliegenden Forschung

Linda Ueckeroth nahm Kontakt zu zwei Frauenhausmitarbeiterinnen* auf, die beide über langjährige Erfahrung in der Frauenhausarbeit zehren können. Sie haben durch ihre Arbeit einen direkten Kontakt zu der Zielgruppe, den gewaltbetroffenen Frauen*. Das Expertinnen*interview wählte Ueckeroth aus dem Grund aus, da sich eine direkte Kontaktaufnahme mit den Frauen* als schwierig erwies und sie keine

belastende Situation für die Frauen* schaffen wollte, wenn sie von ihren Gewalterfahrungen erzählen. Frauen*, die häusliche Gewalt erleben oder erlebt haben, könnten durch die Befragung eine Schädigung erfahren. Dies ist z.B. durch Verdrängung der Gewalterfahrung möglich, die dann plötzlich hervor tritt oder Angst, Stress und der Schuldübernahme auslöst. Ueckeroth erklärt, ihr Ziel dieser Forschung ist, die verschiedenen Gewaltbewältigungsformen von Frauen* zu analysieren und welche Erfolge sie in ihrer jeweiligen gewählten Form sehen. Hierbei soll tief in die Thematik eingegangen werden, so dass eine kleine Anzahl von Interviews angemessener sind.

Ueckeroth vereinbarte mit den beiden Expertinnen* einen Interviewtermin. Während des Interviews gaben beide ihr Einverständnis zur Aufnahme des Gesprächs mit einem Tonband (vgl. Ueckeroth 2014: 84f.). Als Eingangsfragen wählte Ueckeroth "Du arbeitest im Frauenhaus. Kannst du mir kurz von deiner Arbeit erzählen?" und "Welche Veränderungen stellst du bei den Frauen zu Beginn und Ende des Frauenhausaufenthaltes fest?" (vgl. Ueckeroth 2014: 157).

4.2.4 Datenauswertung in der qualitativen Forschung

In der qualitativen Forschung wird das aufgenommene Material in der Regel schriftlich festgehalten. Hierbei wird sich der Transkription bedient (vgl. Bogner et. al. 2014: 41). Die Transkription hält die Darstellung des Gesprächs und bestimmte Verhaltensweisen der beteiligten Personen fest. Dies ist hilfreich, da das Gespräch dauerhaft festgehalten ist und die wissenschaftliche Analyse vereinfacht (vgl. Kowal, O' Connell 2013: 438). Bei der Transkription wird jedes gesprochene Wort erfasst (vgl. Bogner et. al. 2014: 42), nonverbale Äußerungen wie z.B. Räuspern oder lange Pausen werden festgehalten. Das Gespräch wird nach der Verschriftlichung mit der Tonaufnahme verglichen, um mögliche Fehler oder vergessener Anonymisierungen zu verbessern (vgl. Lamnek 2010: 367f.). Da die Gespräche nie grammatikalisch korrekt sind, erfolgt nach der wörtlichen Transkription eine erneute Transkription ins Schriftdeutsch. Die zweite Transkription erleichtert das Lesen, da der Dialekt und die grammatikalischen Fehler verbessert werden (vgl. Ueckeroth 2014: 89; zit. n. Mayring 2002: 91).

Die Auswertung hat das Ziel, das Datenmaterial systematisch zusammenzutragen. Ueckeroth bedient sich hierbei der Zusammenfassung, eine der drei Formen die Mayring entwickelt hat (vgl. Ueckeroth. 2014: 89; zit. n. Mayring 2010: 63ff.). Bei der

Zusammenfassung soll das Material so stark reduziert werden, dass lediglich die wichtigsten Punkte des Gesprächs erhalten bleiben, das Grundgerüst dabei aber immer noch verständlich ist (vgl. Mayring 2010: 65). Bei der Zusammenfassung wird nur das Material weiter verwendet, das genauen Aufschluss auf die Thematik bzw. Fragestellung der Forschung gibt. Zunächst wird der Text in Sinnabschnitte untergliedert, danach kann mit der Paraphrase begonnen werden. Alle nicht relevanten Textpassagen werden entfernt, häufig erwähnte zusammengefasst. Diese Schritte können mehrmals durchlaufen werden, bis das Ausgangsmaterial ausreichend begrenzt wurde (vgl. Mayring 2010: 67ff).

4.3 Ergebnisse der empirisch erhobenen Daten

Im Folgenden werden die empirischen Daten der Forschung dargestellt. Linda Ueckerth weißt darauf hin, dass die folgenden Aussagen nicht generalisiert werden dürfen, da es sich bei den Aussagen der Expertinnen* um subjektive Wahrnehmungen handelt und nicht um feste Zuschreibungen von jeder gewaltbetroffenen Frau*. Der erste Teil der Forschung, der sich mit der Gewaltbewältigung der Frauen* befasst, kann in vier Kapitel gegliedert werden, die jeweils noch unterteilt werden. Durch die Gewaltbewältigung sollen bestimmte individuelle Ziele der Frauen* erreicht werden. Diese Forschung soll Aufschluss über mögliche Gründe geben und wodurch die Bewältigung gefördert bzw. behindert werden kann. Der zweite Teil der Forschung bezieht sich hier auf das veränderte Bewältigungsverhalten von Frauen* durch einen Frauenhausaufenthalt. (vgl. Ueckerth 2014: 93). Da dieser Forschungsteil nicht Inhalt der Bachelorthesis ist, wird dieser hier nicht berücksichtigt. Im ersten Unterkapitel wird auf die verschiedenen Formen der Gewaltbewältigung von Frauen* eingegangen, die aktiv oder passiv sein können (vgl. Ueckerth 2014: 93).

4.3.1 Aktive Gewaltbewältigung

Die aktive Gewaltbewältigung kann in drei Untergruppen unterschieden werden, die im Folgenden genauer erläutert werden.

4.3.1.1 Problemlösende Gewaltbewältigung

Hierbei wenden die Frauen* ihre ganze Energie entweder in die Beziehungsarbeit oder in die Trennung. Wählen Frauen* die Beziehungsarbeit als die für sie beste

Bewältigungsform von häuslicher Gewalt, versuchen sie an der Qualität der Beziehung zu arbeiten. Sie kennen ihren Mann* gewaltvoll als auch liebevoll, anfängliche Kontrollen und Erwartungshaltungen werden als Zuneigung bewertet. Da manche Frauen* Verantwortung für eine gelingende Partnerschaft empfinden, versuchen sie das Verhalten des Mannes* zu ändern und dadurch die Beziehung zu verbessern. Eine weitere Möglichkeit der Gewaltbewältigung in der Beziehungsarbeit ist das Wohl des Mannes* und seine Forderungen zu akzeptieren. Selbst nach mehreren Trennungen geben viele Frauen* die Hoffnung nicht auf, dass sich ihre Männer* ändern.

Entscheiden sich Frauen* in der problemlösenden Gewaltbewältigung für eine Trennung, entscheiden sie sich für einen sehr großen Schritt. Durch die Trennung stehen die Frauen* vor einer unsicheren Zukunft. So mag die Trennung als geeignete Bewältigungsstrategie erscheinen, diese birgt jedoch große Risiken. Die Phase der Trennung ist die gefährlichste Zeit für die Frau*, da sich in diesem Zeitraum die Gewalt häufig intensiviert. Als ausschlaggebende Gründe für eine Trennung werden individuelle Situationen genannt, die für sie nicht länger haltbar und überfordernd waren. Eine der Expertinnen* erklärt, dass es sich um "kleine Auslöser, Erfahrungen, Feste oder ein[en] Streit" handelt. Meistens erfuhren diese Frauen* über einen langen Zeitraum Gewalt und dies war der Zeitpunkt, in dem es zu viel wurde. Ein weiterer Grund können vermehrt auftretende Spannungen sein, die zu weiteren Gewalthandlungen des Mannes* führen werden. Da sie nicht länger diese Gewalthandlungen aushalten möchten, sehen sie die Trennung als einzige Lösung. Auch hier erfahren die Frauen* häufig über mehrere Jahre Gewalt. Eine Trennung wird dann als Möglichkeit gesehen, wenn die Frau* die Hoffnung in der Verbesserung der Beziehung verloren hat. Eine der Expertinnen* beschreibt einen Grund von einer Frau* während ihrer Frauenhausarbeit:

"[...] Anlass war für diese Frau, dass er nicht mehr mit ihr spricht, gar nicht so sehr diese körperliche Gewalt, aber er gibt ihr keine Möglichkeiten mehr, etwas zu verändern, weil er ihr nur Zettel hinschiebt" (Ueckeroth 2014: 96; zit. n. M. Schumacher).

Hier zieht die Frau* als letzte Konsequenz die Trennung, da durch die Einstellung der Kommunikation ihr keine andere Möglichkeit bleibt, ihre bisherige Bewältigung kann nicht mehr funktionieren.

4.3.1.2. Gründe für bzw. gegen eine Trennung

Trennungen werden von Frauen* dann vollzogen, wenn sie in ständiger Angst leben oder die Intensivität der Gewalthandlungen sich häufen und steigern. Haben Frauen* bereits mehrere Trennungsversuche hinter sich und sind immer wieder zurück gekommen, ist dies das Zeichen für den Mann*, dass sie sich letztendlich nie von ihm trennen wird. Durch den Verbleib in der Partnerschaft verstärkt sich die Gewalt, so dass viele Frauen* von der Polizei aus der Gewaltsituation geholt werden. Hier ist der Trennungsgrund durch die Polizei fremdbestimmt, kann sich jedoch durch bestimmte initiierte Hilfe bei der Frau* selbst entwickeln. Ein weitere großer Grund für eine Trennung sind Kinder. Die Frauen* versuchen ihre Kinder so gut es geht von der Gewalt fernzuhalten. Treten Verhaltensänderungen der Kinder auf, kann dies ein Auslöser zur Trennung sein.

Als Gründe für die Nicht-Trennung nennen die Expertinnen* unter anderem, dass sich die Frau* nicht von der Liebesbeziehung trennen möchte, da sie mit der Partnerschaft positive Dinge wie Zuversicht, Vertrautheit oder Zuwendung assoziiert.

"Beziehung bedeutet trotzdem auch Nähe, Vertrautheit und Zuwendung, auch wenn die Zuwendung nur in Form von negativer Zuwendung kommt. Das ist aber eine Form von Zuwendung" (Ueckeroth 2014: 98; zit. n. H. Mölders).

Als weiterer Grund wird aufgeführt, dass sich der Partner* nicht konstant gewalttätig verhält. Sie können ebenso ihre nette, liebevolle Seite zeigen. Gerade nach Gewalthandlungen zeigen sie sich reuevoll und versprechen sich zu ändern. Das es sich hierbei nur um einen kurzen Zeitraum handelt, wird in Kapitel 1.4.2 ersichtlich. Somit findet ein ständiger Wechsel zwischen dem netten, liebevollen und gewalttätigen Partner* statt. Die Frauen* glauben in dieser Wechselbeziehung daran, dass der Partner diese 'schlechte' Seite ablegen wird und die Beziehung von den guten Seiten des Mannes* geprägt sein wird.

Durch das große Schamgefühl, das die Frauen* haben, sprechen sie häusliche Gewalt in ihrem näheren Umfeld nicht an, weichen Kontakten aus um die aktuellen Verletzungen zu verstecken. Durch das Vermeiden von sozialen Kontakten besteht für die Frau* keine Möglichkeit der Thematisierung der Gewalt und somit sind neue Möglichkeiten wie z.B. eine Trennung für sie nicht ersichtlich.

Ein weiterer Grund ist die Angst vor der alleinigen Erziehung der Kinder. Dass die meisten Frauen* während der Beziehung ebenfalls alleine für die Kinder zuständig

waren, spielt hier keine Rolle. Die Angst vor der Einsamkeit und Überforderung ist zu groß.

Ein wichtiger Grund für das Festhalten an der Partnerschaft ist die Abhängigkeit vom Mann*. Diese Abhängigkeit kann von körperlicher, finanzieller oder psychischer Natur sein. Die Frauen* haben sehr große Angst vor ihrer finanziellen Notlage, wenn sie eine Trennung vollziehen. Viele wissen nicht, wohin sie gehen können um Hilfe zu erhalten. Trennen sich Frauen* von ihrem gewalttätigen Partner* erhalten viele Druck durch ihre Familie. Durch diesen Druck und das vermittelte Bild, dass die Kinder nicht vom Vater getrennt leben sollten, werden die Frauen* beeinflusst und trennen sich nicht sofort oder gar nicht (vgl. Ueckeroth 2014: 93ff.).

4.3.1.3 Reaktive Bewältigung

Wählen Frauen* Dominanz und Wehr als Bewältigung treten sie selbst als aggressiv, dominant oder hart auf, da sie gelernt haben, dass ihnen durch dieses Auftreten weniger passiert. Somit handelt es sich hierbei um einen Schutzmechanismus vor Gewalt. Diese Bewältigungsstrategie wenden die wenigsten Frauen* an. Das Wehren sehen viele Frauen* als Entschuldigung für die Gewalthandlungen des Mannes*. Da sie sich gewehrt oder ebenfalls zurückgeschlagen haben, empfinden sie es in Ordnung, wenn der Mann* danach ebenfalls wieder Gewalt anwendet. Dadurch nehmen sie wieder die Schuld der Gewalt auf sich. Das Ziel der Frauen* bei dieser Strategie ist die Vermeidung oder Verminderung von Verletzungen. Andere Strategien ist das Einschließen als Schutz während oder nach der Gewalt oder die Flucht nach der Gewalthandlung. (vgl. Ueckeroth 2014: 99ff.).

4.3.1.4 Unterstützende Gewaltbewältigung

Als erste unterstützende Bewältigung wird das Hilfesuchen und Aufsuchen von Institutionen genannt. Hierbei sind sich die beiden Expertinnen* uneinig, da die erste Expertin* angibt, dass viele Frauen* die lange in einer gewaltvollen Partnerschaft leben, sich Hilfe suchen. Ihre Kollegin* ist der Ansicht, dass die wenigsten Frauen* institutionelle Hilfe suchen. Beratungsstellen oder Therapien werden nur ungerne aufgesucht, da sie gesellschaftlich nur für Kranke angesehen sind und das möchte niemand sein. Entscheiden sich Frauen* zu diesem Schritt, werden sie oft von Bekannten oder Anwält*innen begleitet. Ebenfalls wird die Verbündung und Gespräche über die erlebte Gewalt als Bewältigung genannt. Dabei greifen nur

wenige Frauen* auf diese Strategie zurück, da die Angst zu groß ist, dass der Mann* davon erfährt und sie dadurch erneut oder verstärkt Gewalt erfahren. Manche gewaltbetroffene Frauen* sind in ihrem Selbstvertrauen geschwächt und trauen sich nicht, das Problem zu thematisieren. Das Beispiel der Expertin* gibt dafür einen kleinen Aufschluss:

"Wenn du in dieser Situation bist und du lebst in einer Beziehung, wo du körperlich und seelisch fertig gemacht wirst, kann ich mir schlecht vorstellen, dass ich dann in der Situation sage, so jetzt gehe ich ganz groß und stark durchs Leben und zeige mal den anderen meine Geschichte (Ueckeroth 2014: 103; zit. n. H. Mölders).

Ob eine Frau* die Gewalt thematisiert oder nicht, ist von ihr und ihrer Persönlichkeit abhängig (vgl. Ueckeroth 2014: 101ff.).

4.3.2 Passive Gewaltbewältigung

Die passive Gewaltbewältigung kann ebenfalls unterteilt werden und weiteren Unterkategorien zugeordnet werden.

4.3.2.1 Psychische Gewaltbewältigung

Psychische Gewaltbewältigung wird erneut in Relativierung der Gewalt und Entschuldigung unterteilt. Wählen Frauen* die Bewältigungsstrategie Relativierung der Gewalt, verharmlosen die Frauen* die Gewalthandlungen des Misshandlers*. Während der Gewaltbeziehung findet eine Neudefinierung des Begriffs Gewalt statt, da sie zum Alltag gehört und sich mit der Fortschreitung der Beziehung die Intensität steig. Die Gewalt kommt alltäglich im Leben der Frau* vor, sie wird als solche nicht mehr wahrgenommen und stellt somit keine Grenzüberschreitungen dar. Als Beispiel wird aufgeführt, dass kleine Gewalthandlungen wie eine Ohrfeige, für manche Frauen* nicht als Gewalt zählt. Erlebten Frauen* Gewalt in ihrer Kindheit, erlernten sie dort bereits die Relativierung von Gewalt. Gewalt gehört für sie dazu, eine Tatsache, die sie aus ihrer Sicht nicht ändern können.

Wählen Frauen* die Entschuldigung für Gewalt als Bewältigungsstrategie, können verschiedene 'Erklärungen' für die Gewalthandlungen des Mannes* gefunden werden. Als erste Erklärung wird die eigene Schuld der Frau* genannt. Sie sieht die Ursache bei sich und ihrem eigenen Verhalten. Weitere Erklärungen sind die Kinder, die viele Forderungen und Fragen haben. Ebenfalls kann das soziale Umfeld, starker Alkoholkonsum oder die stressige Arbeit als 'Ursache' für die Gewalt gesehen

werden. Die meisten Männer* bestärken die Frau* in dieser Form der Bewältigung, da sie selbst ähnliche Gründe dafür anführen. (vgl. Ueckeroth 2014: 103ff.).

4.3.2.2 Verdrängung als passive Bewältigungsform

Diese Strategie kann als Überlebensstrategie gesehen werden. Die Frauen* verdrängen die Gewalt und alles was damit zusammen hängt, damit sie überleben und alltägliche Aufgaben lösen können. Hierbei geht die Verdrängung so weit, dass die Frauen* sich selbst nicht als Gewaltbetroffene* sehen. Um die Verletzungen zu vertuschen, verdecken sie diese, gehen nicht aus dem Haus oder finden andere Erklärungen für ihre Verletzungen. Nach außen soll der Schein gewahrt werden, dadurch muss auch der Partner* in Schutz genommen werden und somit sehen sich die Frauen* damit konfrontiert, alles zu vertuschen. Frauen*, die diese Strategie wählen, sehen sich handlungsunfähig und alternativlos. Sie schützen sich, aber genauso ihren gewalttätigen Partner. Diese Bewältigungsstrategie ist für die Frauen* eine große Belastung, da sie ihrer Außenwelt etwas vorspielen müssen, obwohl sie ganz anders empfinden (vgl. Ueckeroth 2014: 105).

4.3.2.3 Vermeidende Gewaltbewältigung

Wählen Frauen* die Vermeidung als Bewältigungsstrategie, entwickeln Frauen* Handlungsweisen, um keine Gründe für die Gewalt des Partners* zu liefern. Dies kann z.B. eine aufgeräumte Wohnung sein oder dass die Kinder beschäftigt sind und nicht stören. Die Frauen* versuchen die Kontrolle über die Situation zu erlangen, in dem sie alle 'Störmechanismen' beseitigt, doch da die Frauen* nicht die Gründe für die Gewaltausbrüche der Männer* kennen können, können sie die Kontrolle nicht erlangen. Sie wissen nicht, "was jetzt diese Gewaltattacke des Mannes[*] ausgelöst hat, weil sich auch diese Regeln ständig ändern, weshalb Partner* zuschlagen" (Ueckeroth 2014: 106; zit. n. M. Schuhmacher). Für die Frauen* stellt es eine sehr große Anstrengung dar, in ihrem eigenen zuhause ständiger Angst ausgesetzt zu sein (vgl. Ueckeroth 2014: 106).

Viele Frauen* werden bei anhaltender Gewalt unsichtbar. Sie hoffen, wenn sie unsichtbar sind und nicht wahrgenommen werden, keine Gewalthandlungen erfahren zu müssen. In früheren Gewaltsituationen, in denen Frauen* weinten, mussten sie die Erfahrung machen, dass sich die Gewalthandlungen verstärkten. Die

Unsichtbarkeit der Frau* kann jedoch dazu führen, dass Gewalthandlungen für den Partner* noch einfacher sind.

Eine weitere Form der vermeidenden Gewaltbewältigung ist die Unterwürfigkeit. Frauen*, die diese Form der Gewaltbewältigung wählen, unterwerfen sich ihrem Partner* und erfüllen seine Forderungen. Dabei handelt die Frau* nicht wie sie eigentlich handeln würde, sondern lediglich zum Schutz vor neuen Gewalthandlungen. Diese 'selbstgewählte' Unterwürfigkeit der Frauen* führt dazu, dass Männer* ihre Macht einfach erhalten und vergrößern können (vgl. Ueckeroth 2014: 107).

Die letzte Unterkategorie der passiven Bewältigung ist das Ertragen. Hierfür gibt es zwei Gründe. Zum Einen können die Frauen* der Beziehung etwas positives abgewinnen und zum Anderen ertragen sie aus Angst vor verstärkter Gewalthandlungen die Gewalt. Umso länger und öfter Frauen* die Gewalttaten gegen sich zu lassen, umso mehr steigert sich die Gewalt im Verlauf der Beziehung (vgl. Ueckeroth 2014: 107f.). "Die Frauen[*] versuchen die Gewalt ihrer Partner[*] psychisch zu verarbeiten, indem sie sie ertragen" (Ueckeroth 2014: 108).

4.3.3 Bedingungen zur Auswahl der Gewaltbewältigungsform

Es gibt verschiedene Faktoren die bestimmen, welche Gewaltbewältigungsstrategie Frauen* wählen. Diese werden im Folgenden genauer erläutert.

4.3.3.1 Lernen in der Herkunftsfamilie

Erlebten die Frauen* in ihrer Kindheit Gewalt innerhalb der Familie, lernten sie bereits dort einen Umgang mit der Gewalt und der dort vorhandenen Bewältigung. In der Regel werden die Bewältigungsstrategien übernommen, die in der Familie ausgeübt wurden. Bei Frauen* werden häufig die Strategien der Mutter angewendet. Durch bereits erfahrene Gewalt im Kindesalter haben die Frauen* einen Umgang mit der Thematik Gewalt gefunden, da diese von klein auf zu ihrem Alltag gehörte (vgl. Ueckeroth 2014: 108).

4.3.3.2 Situationsabhängigkeit und Tagesverfassung

Die ausgewählte Bewältigungsform kann nicht immer angewendet werden, wenn sich die Situation oder Gegebenheiten ändern. Eine der Expertinnen* verdeutlicht dies mit einem Beispiel:

"Es ist sehr daran orientiert, was ist das für eine Wohnung, in welcher Situation besteht diese Gewalt, um sich dann in der Akutsituation verhalten zu können. Wenn er alle Telefone weggetan hat, kann die Frau[*] nirgendwo anrufen, wenn alle Schlüssel aus den Zimmertüren in seinem Besitz sind, kann sie sich auch nicht einschließen, dann kann sie es irgendwie nur aushalten und hoffen, dass es dieses Mal nicht ganz so schlimm wird (Ueckeroth 2014:111; zit. n. M. Schumacher).

Dieses Beispiel verdeutlicht, dass Frauen* nicht immer die Wahl verschiedener Bewältigungsformen haben. Zusätzlich spielt die Tagesverfassung eine Rolle bei der Wahl, da an einem schlechten Tag nicht so viel Kraft vorhanden sein kann (vgl. Ueckeroth 2014: 111).

4.3.4. Ziele der Gewaltbewältigung

Die Frauen* verfolgen verschieden Ziele mit ihrer Gewaltbewältigung. Diese werden nun genauer erläutert.

4.3.4.1 Schutz und Überleben der eigenen Person und der Kinder

Eines der Hauptziele ist der eigene Schutz und der Kinder. Haben die Kinder sich in den Augen des Mannes* falsch verhalten, übernimmt z.B. die Frau* die Verantwortung dafür, um mögliche Gewalthandlungen von den Kindern fernzuhalten. Hierbei besteht ebenfalls die Möglichkeit, dass die Frau* sich absichtlich falsch verhält, damit der Partner* sie fokussiert und nicht die Kinder. Letztendlich haben sie immer das Ziel, die Gewalt zu überleben, in physischer und psychischer Form. Die ständige Angst der Frauen* muss ausgehalten und bewältigt werden, meistens wird sie tief in ihnen versteckt (vgl. Ueckeroth 2014: 111f.).

4.3.4.2 Beendigung und Reduktion der Gewalt

Das Ziel der Frau* ist das Ende der Gewalthandlungen. Wie vorhin erwähnt, versuchen die Frauen* an der Beziehung zu arbeiten und den Partner zu verändern, so dass er keine Gewalt mehr anwendet. Ebenfalls verändert die Frau* ihr eigenes Verhalten, schweigt zu bestimmten Anmerkungen, um den Partner* nicht wütend zu machen oder die Gewalthandlungen zu reduzieren. Folgendes Beispiel verdeutlicht dieses Szenario:

"Sie kreisen darum, wie halte ich das aus, wie vermeide ich das, was muss ich noch tun, was muss ich anziehen, wie muss ich gucken, wie muss ich den Kopf geneigt halten, damit er sich

nicht wieder provoziert fühlt, muss ich den Alkohol verstecken, muss ich noch eine Flasche hinstellen, das kann sehr unterschiedlich sein" (Ueckeroth 2014: 112; zit. n. M. Schumacher).

"Die Frauen[*] sind stets bemüht, ihre Bewältigung zu optimieren" (Ueckeroth 2014: 112).

4.3.5 Gewaltbewältigungsressourcen und negative Beeinflussung der Gewaltbewältigung

Dieser Abschnitt gibt Aufschluss darüber, welche Einflüsse oder Faktoren die Gewaltbewältigung beeinflussen können, im positiven und negativen Sinne.

4.3.5.1 Gewaltbewältigungsressourcen

Eine sehr wichtige Ressource sind soziale Kontakte. Hierbei ist wichtig, dass die Frauen* Unterstützung erhalten und die erlebte Gewalt aussprechen können. Die Gesprächspartner*innen sollen die Frau* nicht nur in ihrer Meinung bestärken, sondern ihr gelegentlich widersprechen und das Verhalten der Frau* spiegeln, wenn sie sich widersprüchlich verhält. Soziale Unterstützung ist demnach nur dann sinnvoll, wenn Hilfe und Unterstützung angeboten wird und genauso Raum für gegensätzliche Ansichten oder Meinungen bestehen kann. Die zuhörenden Personen sollten den Frauen* keine Handlungsanweisungen geben. Viele der gewaltbetroffenen Frauen* verfügen über keine oder geringe soziale Kontakte, da diese durch den Partner* verboten wurden. Durch die Isolation der Frau* hat der Mann* mehr Macht über die Frau*, hindert sie an möglichen Fluchtmöglichkeiten und sie trennt sich seltener (vgl. Ueckeroth 2014: 113).

Eine weitere Ressource ist die Aufmerksamkeit und mögliche Unterstützung durch andere Personen. Für Außenstehende ist es nicht leicht, die Gewalt in einer Paarbeziehung zu bemerken. Falls diese vermutet wird, sollten Außenstehende die Frau* darauf ansprechen und ihr mögliche Hilfsangebote und Unterstützungsangebote aufzeigen. Dabei sollte ihr vermittelt werden, dass sie nicht alleine ist und sie nicht die Schuld für die Gewalthandlungen des Mannes* tragen. Durch das Wissen, dass Hilfe möglich ist, können weitere Gewaltbewältigungsformen entstehen. Die helfenden Personen sollten die Frauen* nicht drängen oder Anweisungen geben, wie sie sich zu verhalten haben. Ebenfalls müssen sie es aushalten können, wenn die Frau* eine Trennung nicht sofort in Betracht ziehen möchte oder kann (vgl. Ueckeroth 2014: 114).

Als eine weitere Ressource kann die Präsenz von häuslicher Gewalt innerhalb der Gesellschaft angesehen werden. Die Gesellschaft muss offen zeigen, dass sie häusliche Gewalt nicht toleriert. Doch nicht nur häusliche Gewalt sondern generell die Stellung von Frauen* und Männern* in unserer Gesellschaft sollte weiter in den öffentlichen Fokus treten. Dabei sprechen die beiden Expertinnen* explizit die ungleiche Machtverteilung in Führungspositionen an. Frauen* verfügen häufig über eine gleiche Qualifikation, sind jedoch seltener in hohen Führungspositionen aufzufinden. Das liegt zum einen darin, dass Männer* kein großes Interesse haben, mit Frauen* in der Führung zusammen zu arbeiten. Viele Männer* sehen sich als die Mächtigen, die die Macht über die Kleineren haben, die Frauen*. Frauen* üben häufig eine Tätigkeit mit hoher Arbeitsleistung aus, für viel weniger Geld. Dieses gesellschaftliche Bild steht im Zusammenhang mit häuslicher Gewalt. "Das Gehabe in den Machtpositionen von Firmen spiegelt die Machtverhältnisse in Gewaltbeziehungen wider" (Ueckerth 2014: 115). Ein der Expertinnen* führt hierfür ein Beispiel an, das verdeutlicht, wie die Männer* in der Beziehung ihre Macht gegenüber der Frau* demonstrieren:

"Der Mann[*] sagt, ich bin groß und stark, ich verdiene das Geld, ich sage wofür es ausgegeben wird und du hast den Mund zu halten und wenn du den Mund nicht hältst, wirst du geschlagen"
(Ueckerth 2014: 115; zit. n. H. Mölders).

Durch eine Veränderung in der Gesellschaft im Hinblick auf die gleichen Chancen von Frauen* und Männern* könnte sich das Wertebild zum Positiven für alle ändern (vgl. Ueckerth 2014: 115).

4.3.5.2 Negative Einflüsse auf die Gewaltbewältigung

Es gibt zwei Arten der Schuldzuweisung, die die Gewaltbewältigung der Frauen* negativ beeinflussen können. Die erste Art ist die Teilschuldzuweisung der Frau*. Diese Personen sind der Ansicht, dass die Frauen* einen Grund für die Gewalthandlungen geliefert haben müssen, wie z.B. Fehlverhalten oder Provokationen, da Männer* nicht ohne einen triftigen Grund misshandeln würden. Die zweite Art ist die Behauptung von anderen Frauen*, dass sie sich, würde ihnen häusliche Gewalt widerfahren, sofort trennen würden. Dadurch wird die Gewaltbewältigung der Frau*, für die sie sich entschieden hat, kritisiert. Dies kann dazu führen, dass die Frauen* sich nicht mehr trauen, das Thema vor anderen Personen anzusprechen (vgl. Ueckerth 2014: 116).

Soziale Unterstützung wurde soeben als Ressource angegeben, diese kann in sofern negative Auswirkungen auf die Gewaltbewältigung haben, wenn die Unterstützung von außen nicht effektiv ist. Sind Außenstehende überfordert und können mit der Thematik der häuslichen Gewalt schlecht umgehen, vor allem wenn sie keine Veränderungen feststellen können, kann ein negativer Einfluss entstehen, da sie die Gewaltspirale eher unterstützen als zu durchbrechen (vgl. Ueckeroth 2014: 116f.).

Erhalten die Misshandler* Wertschätzung durch Außenstehende, ist es für die Frauen* umso schwieriger, eine gute Bewältigungsstrategie zu entwickeln. Die Männer* wirken nach außen als freundlich und sympathisch, so dass lediglich die Frau* die andere Seite des Mannes* kennt. Außenstehende könnten sich nie vorstellen, dass dieser Mann* gewalttätig gegenüber seiner Frau* oder Kindern wird. Viele der Frauen* fürchten bei der Thematisierung unglaubwürdig zu wirken (vgl. Ueckeroth 2014: 117).

4.3.6 Maßnahmen zur Prävention und Intervention von häuslicher Gewalt

Eine der Expertinnen* führt an, dass die Auswahl der Bewältigungsstrategie durch Handlungswissen bestimmt wird. Sie regt an, dass das Thema häusliche Gewalt in Kindergärten und Schulen thematisiert werden sollte, da jedes Kind diese besuchen muss und somit jedes Kind an diese Informationen gelangen wird. Dort können sie lernen, was richtig und falsch ist und wo ihre persönlichen Grenzen liegen. Die Schule ist ein gutes Medium für die Gewaltprävention (vgl. Ueckeroth 2014: 108f.). Doch nicht nur in Kindergärten und Schulen sollte das Thema häusliche Gewalt mehr Raum bekommen, sondern auch in der Öffentlichkeit. Durch die Enttabuisierung wäre mehr Handlungswissen vorhanden und dadurch auch eine größere Auswahl an Gewaltbewältigungsstrategien.

Ein weiterer wichtiger Schritt ist das vorherrschende Rollenbild in unserer Gesellschaft zu verändern und die Wichtigkeit der Gleichberechtigung aufzuzeigen. Für die Auswahl der Bewältigungsstrategie ist das jeweilige Rollen- und Frauen*bild und die Bedeutsamkeit der Gleichberechtigung ausschlaggebend. Empfindet die Frau* Gleichberechtigung nicht als wichtig, ist es für den Misshandler* leichter die Gewalt auszuüben. Das Rollenbild und das Empfinden der Gleichberechtigung wird in der Sozialisation entwickelt und geprägt. (vgl. Ueckeroth 2014: 110).

4.4 Zusammenfassung

In dieser Forschung wurden zwei Expertinnen*interviews von Frauenhausmitarbeiterinnen* durchgeführt. Dabei bediente sich Linda Ueckeroth der qualitativen Forschung. Ziel der Forschung war es, herauszufinden welche verschiedene Gewaltbewältigungsstrategien Frauen* anwenden, wodurch diese beeinflusst werden und welche Ziele mit der jeweiligen Form verfolgt werden. Die Bewältigungsformen lassen sich in aktive und passive Strategien unterteilen. Zu den aktiven zählen u.a. die Beziehungsarbeit, die Trennung, die Gegenwehr oder das Aufsuchen von institutioneller Hilfe. Bei der passiven Gewaltbewältigung gibt es die Möglichkeit der Relativierung der Gewalt. In diesem Fall wird der Begriff 'Gewalt' neu definiert. Ebenfalls können Entschuldigungen für die Gewalthandlungen des Mannes* gesucht werden oder die Gewalthandlungen werden verdrängt. Als Auswahl für die Bewältigungsstrategie können Gewalterfahrungen in der Kindheit ausschlaggebend sein, so dass die dort vorhanden Strategien übernommen werden. Ebenfalls abhängig ist die jeweilige Situation in der sich die Frau* befindet. Als Ziel der Bewältigung wird zum einen der Schutz und das Überleben der Frau* und ihrer Kinder angegeben und die Beendigung der Gewalt. Als mögliche Bewältigungsressource wird sozialer Kontakt in Form von Unterstützung gesehen. Ebenfalls sollte eine größere Präsenz in der Öffentlichkeit und ein Wandel zur absoluten Gleichberechtigung von Frauen* und Männern* in unserer Gesellschaft stattfinden.

5. Ausblick und Prävention für die Soziale Arbeit

Die Soziale Arbeit hat mit diesem Wissen die Aufgabe, strukturelle Gewalt, die in die Geschlechterverhältnisse integriert ist, wahrzunehmen und traditionelle Rollenbilder aufzulösen. Machtunterschiede, die in unserer Gesellschaft hingenommen werden, muss entgegengewirkt werden. Gewalt gegen Frauen* ist kein individuelles Problem, sondern wird durch die gesellschaftlichen Strukturen begünstigt. Diese Strukturen müssen aufgeknüpft werden, hierbei setzt der Gedanke der Prävention ein (vgl. Brückner 1998: 90ff.). Die Bundesregierung erkannte die Wichtigkeit der Prävention und hielt diese in ihrem Aktionsplan fest. Sie sehen die Kinder und Jugendlichen als Schwerpunkt für die Präventionsarbeit, da bei ihnen der Gewaltkreislauf durchbrochen werden kann. Hierfür erweist sich die Schule als gute Präventionsmaßnahme, um alle Kinder erreichen zu können. Es wurden bereits verschiedene Projekte an Schulen gegründet, um Gewalt an den Schulen kindgerecht thematisieren zu können (vgl. BFSFJ 2014: 15f.). Der Fokus liegt auf der Stärkung, Aufklärung, Sensibilisierung der Kinder und der Informationsweitergabe. Diese Projekte arbeiten nicht nur mit den Kindern, sondern auch mit den Eltern und Fachkräften (vgl. BIG e.V.). Ein weiterer wichtiger Schritt gegen häusliche Gewalt ist die Öffentlichkeits- und Aufklärungsarbeit, um auf das Thema aufmerksam zu machen. Ebenso ist die Stellung der Frau* in unserer Gesellschaft ein wichtiger Ankerpunkt, um häusliche Gewalt zu verhindern. Hierbei muss das Selbstbewusstsein von Frauen* gestärkt werden. Zusätzlich sollten Männer* auf die Achtung weiblicher Selbstbestimmtheit aufmerksam gemacht werden. Neben diesen Punkten ist eine gute Vernetzung von Institutionen erforderlich, so dass bei einem Verdacht von häuslicher Gewalt schnell und gut gehandelt werden kann. Nicht zu verachten ist die Forderung nach strafrechtlicher Klärung und der öffentlichen Missbilligung von häuslicher Gewalt (vgl. Brückner 1998: 91f.). Frauen*, die häusliche Gewalt erfahren haben, sollten einen direkten und schnellen Zugang zu Hilfsmöglichkeiten, Beratungsstellen und psychologischer Unterstützung erhalten, um die Gewalterfahrung verarbeiten zu können. Ebenso sollte sich die Soziale Arbeit auf politischer Ebene stark machen, in dem sie ausreichende Plätze in Frauenhäusern fordern, die vollfinanziert werden und Schulungen für Menschen in hohen Machtposition einfordern. Denn auch gerade dort, in hohen patriarchalen Machtpositionen, wie z.B. die Justiz, muss die nötige Sensibilisierung für das Thema vorhanden sein.

6. Fazit

Häusliche Gewalt ist stets noch ein Tabuthema, nicht in den öffentlichen Medien, dafür aber im Privaten und in den Familien. Jede vierte Frau* in Deutschland erlebt statistisch gesehen einmal in ihrem Leben Partnergewalt, dabei handelt es sich um Familien aus allen Schichten. Diese Zahlen sind erschreckend hoch, zumal es nur um eine Tendenz ist und die Zahl somit auch höher sein könnte. Patriarchale Strukturen in unserer Gesellschaft und in der Familie begünstigen häusliche Gewalt. Erlebte Gewalt in der Kindheit erhöht das Risiko, im Erwachsenenleben ebenfalls in einer Gewaltbeziehung zu leben. Dabei ist eine Gewaltbeziehung nicht permanent von Gewalt geprägt, es gibt ebenfalls ruhige und liebevolle Momente, die es für die Frau* umso schwieriger macht, sich endgültig zu trennen, aufgrund der Hoffnung, dass der Partner* sich ändern wird. Somit muss die Gewaltbeziehung und die darin enthaltenen Handlungen bewältigt werden. Die Bewältigung ist abhängig von den subjektiv wahrgenommenen Ressourcen und Handlungsmöglichkeiten. An sich gibt es keine schlechte Bewältigung, wenn sie in der aktuellen Situation der Person hilft. Ob die Bewältigung auf lange Sicht gesehen erfolgreich ist, ist in der kritischen Lebenssituation nicht relevant. Demnach kann Verdrängung eine für den Moment funktionierende Bewältigungsform sein. Gemünden's Bewältigungsstrategien weisen auf die verschiedenen Möglichkeiten hin, die Frauen* bei häuslicher Gewalt in Betracht ziehen. Diese werden in 'Ziehen von Konsequenzen', der 'Normalisierung' oder 'Rechtfertigung' unterteilt. Diese zeigen auf, dass es sich um aktive und passive Strategien handelt. Entscheiden sich Frauen* für die 'Konsequenz', ist eine Strategie die Trennung. Bei der 'Normalisierung' hingegen werden eigene Gründe für die Gewalthandlungen des Partners* gesucht, somit also die Schuld bei sich selbst gesucht. Diese Strategien und das bereits erläuterte Verhalten der Frauen* wird durch die Theorie von Lothar Böhnisch gestützt. Demnach ist das einzige Ziel in kritischen Lebenssituationen die Rückgewinnung der Handlungsfähigkeit. Ist diese nicht erreichbar, muss der immer größer werdende Druck abgespalten werden, entweder nach innen oder nach außen. Die innere Form kann sich u.a. in Depressionen, Sich-Entwerten oder der Zwang zum Schweigen über die eigene Not äußern. Nach Böhnisch handeln Frauen* tendenziell eher nach der inneren Abspaltung, da ihnen diese Attribute gesellschaftlich zugesprochen werden und sie sich deshalb eher zurück nehmen, genauso wie ihre Probleme. Dieses Wissen ist wichtig für die Soziale Arbeit, um die richtigen Hilfsangebote initiieren zu können.

Dabei wird ein großer Fokus auf das Selbstbewusstsein und die Stärkung der Frau* gelegt. Hierbei ist das Reframing und Empowerment eine angemessene Methode, da sich der Blick den Stärken und nicht den Schwächen zuwendet. Sozialarbeiter*innen müssen in ihrer Arbeit mit gewaltbetroffenen Frauen* die gewählte Bewältigung anerkennen und als Stärke sehen. Durch ihre gewählte Bewältigung konnte die Frau* so lange die Situation aushalten und nach Selbstwert und Handlungsfähigkeit streben. Auch wenn dies auf den ersten Blick als falsch erscheinen mag, die eigentliche Kraft die in der Frau* steckt, werden durch die sichtbaren Gewalthandlungen versteckt. Doch diese bereits entstandenen Kräfte müssen aufgearbeitet und bestärkt werden. Auch die Daten aus der Forschung können dies bestärken. Die beiden Expertinnen* bestätigten, dass in aktive und passive Bewältigungsstrategien unterschieden werden kann. Zu der aktiven zählen die Beziehungsarbeit und die Trennung. Als passive Strategien werden psychische Strategien wie die Relativierung, Verdrängung oder Vermeidung angeführt. Frauen* trennten sich nicht, wenn sie die Hoffnung in die Beziehung legen, wenn Kinder vorhanden sind oder sie Abhängig von ihrem Partner* sind. Unter Abhängigkeit ist hier die psychische, ökonomische oder psychische Form gemeint. Ebenfalls ausschlaggebend für das Verweilen in der Partnerschaft sind Zukunftsängste, Druck durch die Familie und der Gesellschaft oder das Gefühl, das ihr niemand glauben wird. Mit der jeweiligen Bewältigungsstrategie verfolgen die Frauen* das Ziel des Überlebens, ihren Schutz so wie den der Kinder und die Beendigung der Gewalt.

Inwiefern eine Frau* die gewaltvolle Beziehung verlassen kann, hängt von den gesellschaftlichen und individuellen Einstellungen im Bezug auf Familie, Selbstbestimmung, Gleichberechtigung Unabhängigkeit und sozialen Rückhalts ab. Zusätzlich ausschlaggebend ist die finanzielle Abhängigkeit vom Mann* und den möglichen Statusverlust durch eine Trennung. Wie eine Frau* mit der Gewalt in der Partnerschaft umgeht, ist nicht nur eine Frage der Persönlichkeit, sondern ebenfalls der gesellschaftlichen Strukturen, Chancen und Zwängen. Deswegen gibt es genauso viele Gründe für die Wahl einer bestimmten Strategie, wie es Strategien gibt. Fakt ist, dass dieses Bewältigungsverhalten als Stärke und nicht als Schwäche der Frau* anerkannt werden muss, denn nur so, und nicht durch Stigmatisierung, kann sie ihre Autonomie und Selbstbestimmung zurück erhalten und verstärken.

Literatur

Bartels-Pipo, A./ Gokkenbach, P./ Jahn-Heumann, P./ Kreckel, R./ Pieper, A.: Frauen helfen Frauen Main-Taunus-Kreis e.V., Online unter: <https://www.frauenhelfenfrauenmtkev.de/praevention-und-oeffentlichkeitsarbeit/informationen.html> (Zugriff: 15.11.2017)

Bauermann, M. 1991: Junge Menschen und sexuelle Delinquenz. In: Rotthaus, W., Sexuell deviantes Verhalten Jugendlicher. Dortmund

Ballusek, H. von 1999: Die KlientInnen. In: dies. (Hrsg.): Familien in Not. Freiburg

Berger, D. 2010: Wissenschaftliches Arbeiten in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. Hilfreiche Tipps und praktische Beispiele. Wiesbaden: Gabler BIG e.V. Online unter: <https://www.big-praevention.de/> (Zugriff: 26.06.2018)

Bogner, A./ Littig, B./ Menz, W. 2014: Interviews mit Experten. Eine praxisorientierte Einführung. Wiesbaden: Springer VS

Böhnisch, L. 2012a: Lebensbewältigung. Ein sozialpolitisch inspiriertes Paradigma für die Soziale Arbeit. In: Thole, W. (Hrsg.): Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch. 4. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

Böhnisch, L. 2012b: Lebensbewältigung. In: Schröer, W./ Schweppe, C. (Hrsg.): Enzyklopädie Erziehungswissenschaft Online. Fachgebiet/ Unterüberschrift: Aoziale Arbeit, Grundbegriffe. Weinheim und Basel: Beltz Juventa

Böhnisch, L./ Schröer, W. 2013: Soziale Arbeit - eine problemorientierte Einführung. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt

Böhnisch, L. 2016: Lebensbewältigung. Ein Konzept für die Soziale Arbeit. Weinheim. Basel: Beltz Juventa

Bönisch, L. / Funk, H. 2016: Frauen. In Böhnisch, L. (Hrsg.): Lebensbewältigung. Ein Konzept für die Soziale Arbeit. Weinheim. Basel: Beltz Juventa

Böhnisch, L. 2017: Sozialpädagogik der Lebensalter. Eine Einführung. 7. Auflage. Weinheim: Beltz Juventa

Brownmiller, S. 1991: Gegen unseren Willen - Vergewaltigung und Männerherrschaft. Frankfurt a. M.: Fischer

Brückner, M. 1987: Die janusköpfige Frau. Lebensstärken und Beziehungsschwächen. Frankfurt a. M.: Neue Kritik

Brückner, M. 2001: Geschlechterverhältnisse im Spannungsfeld von Liebe, Fürsorge und Gewalt. In: Brückner, M./ Böhnisch, L. (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse. Gesellschaftliche Konstruktionen und Perspektiven ihrer Veränderung. Weinheim. München. Juventa Verlag

Brückner, M. 2002: Wege aus der Gewalt gegen Frauen und Mädchen. Fachhochschulverlag. Frankfurt am Main

Brückner, M. 2009: Gewalt in Paarbeziehungen. In: Lenz, K./ Nestmann, F.(Hrsg.): Handbuch persönlicher Beziehungen. Weinheim: München: Juventa

Brzank, P. 2012: Wege aus der Partnergewalt. Frauen auf der Suche nach Hilfe. Wiesbaden: Springer VS

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2006: Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen. Aktionsplan I der Bundesregierung (1999). Online unter: <https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/service/publikationen/bekaempfung-von-gewalt-gegen-frauen---deutsch-und-englisch/80628> (Zugriff 28.06.2018)

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2004: Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland. Ergebnisse einer repräsentativen Untersuchung zu Gewalt gegen Frauen in Deutschland. Kurzfassung. Bonn Online unter:

<https://www.bmfsfj.de/blob/84328/0c83aab6e685eeddc01712109bcb02b0/langfassung-studie-frauen-teil-eins-data.pdf> (Zugriff: 23. 01.2018)

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2014: Aktionsplan II der Bundesregierung zur Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen. Online unter: <https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/themen/gleichstellung/frauen-vor-gewalt-schuetzen/aktionsplan-ii-der-bundesregierung-zur-bekaempfung-von-gewalt/aktionsplan-ii-der-bundesregierung-zur-bekaempfung-von-gewalt-gegen-frauen/80626> (Zugriff: 26.06.2018)

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2017: Mehr Schutz bei häuslicher Gewalt. Informationen zum Gewaltschutzgesetz. Online unter: <https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/service/publikationen/mehr-schutz-bei-haeuslicher-gewalt/81936> (Zugriff am 28.06.2018)

Bundesverband Frauenberatungsstellen und Frauennotrufe (biff), Frauen gegen Gewalt e.V., Online unter: www.frauen-gegen-gewalt.de (Zugriff: 6.11.2017)

Bundesverwaltungsamt: Schutz von Frauen vor Gewalt. Online unter: http://www.bva.bund.de/DE/Organisation/Abteilungen/Abteilung_ZMV/Zuwendung_Themen/Themenbereich_Gleichstellung/BekaempfungvonGewaltgegenFrauen/bekaempfungGewaltGegenFrauen_node.html (Zugriff am: 28.06.2018)

Dlugosch, S. 2010a: Mittendrin oder nur dabei? Miterleben häuslicher Gewalt in der Kindheit und seine Folgen für die Identitätsentwicklung. Wiesbaden: VS, 1. Auflage

Dlugosch, S. 2010b: Häusliche Gewalt gegen Frauen - Grundlegende Informationen und Erkenntnisse. In: Bundesarbeitsgemeinschaft Prävention und Prophylaxe e.V. (Hrsg.). Berlin, Schriftenreihe gegen sexualisierte Gewalt, Band 8

Dobash, R. P./ Dobash, R. E. 2002: Gewalt in heterosexuellen Partnerschaften. In: Heitmeyer, W./ Hagan, J. (Hrsg.). Internationales Handbuch der Gewaltforschung, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag

Egger, R./ Fröschl, E./ Lercher, L./ Logar, R./ Sieder, H. 1995: Gewalt gegen Frauen in der Familie. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik

Egger, R./ Fröschl, E. / Lercher, L./ Logar, L./ Sieder, H. 1997: Gewalt gegen Frauen in der Familie. 2. Auflage. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik

Engelke, E./ Borrmann, S./ Spatschek, C. 2014: Theorien der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. 6. Auflage. Freiburg: Lambertus-Verlag

Faulseit, A./ Müller, K./ Ohms, C./ Soine, S. 2001: Anregung zur Entwicklung eines lesbisch-feministischen Gewaltbegriffs als Grundlage für politisches Handeln. Beiträge zur Feministischen Theorie und Praxis. Heft 56/57: 13-30

Filipp, S.-H. 2002: Lebensereignisse, kritische In: Schwarzer, R./ Jerusalem, M./ Weber, H. (Hrsg.): Gesundheitspsychologie von A bis Z. Ein Handwörterbuch. Göttingen; Bern; Toronto; Seattle: Hogrefe-Verlag, 345-348

Filipp, S.-H./ Aymanns, P. 2010: Kritische Lebensereignisse und Lebenskrisen. Vom Umgang mit den Schattenseiten des Lebens. 1. Auflage. Stuttgart: W. Kohlhammer GmbH Stuttgart

Flick, U. 2014: Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. 6. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag GmbH

Frauenhauskoordinierung e.V. Online unter:
<https://www.frauenhauskoordinierung.de/impressum.html> (Zugriff am 28.06.2018)

Gemünden, J. 1996: Gewalt gegen Männer in heterosexuellen Intimpartnerschaften: Ein Vergleich mit dem Thema Gewalt gegen Frauen auf der Basis einer kritischen Auswertung empirischer Untersuchungen. Marburg: Tectum Verlag

Gelles, R. 2002: Gewalt in der Familie. In: Heitmeyer, W./ Hagan, J. (Hrsg.): Internationales Handbuch der Gewaltforschung. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag

Gerlach, K. 2013: Häusliche Gewalt. In: Grassberger, M./ Türk, E. (Hrsg.): Klinisch-forensische Medizin. Interdisziplinärer Praxisleitfaden für Ärzte, Pflegekräfte, Juristen und Betreuer von Gewaltopfern. Wien. New York: Springer

Grosche, H.-P. Frauennotruf. Online unter: <http://www.frauennotruf.de/Misshandlung-Warum-bleibe-ich-noch.html> (Zugriff 15.11.2017)

Hagemann-White, C. 1997: Strategien gegen die Gewalt im Geschlechterverhältnis. Bestandsanalyse und Perspektiven. In: Hagemann-White, C./ Kavemann, B./ Ohl, D. (Hg.), Parteilichkeit und Solidarität. Praxiserfahrung und Streitfragen zur Gewalt im Geschlechterverhältnis. Bielefeld

Hagemann-White, C. 1997: Die feministische Gewaltdiskussion: Paradoxe, Blockaden und neue Ansätze In: Hagemann-White, C./ Kavemann, B./ Ohl, D. (Hg.), Parteilichkeit und Solidarität. Praxiserfahrung und Streitfragen zur Gewalt im Geschlechterverhältnis. Bielefeld

Hirigoyen, M. 2006: Warum tust du mir das an? Gewalt in Partnerschaften. München: Beck

Helfferrich, C./ Kavemann, B./ Rabe, H./ Lehmann, K.: 2004: Abschlussbericht zum 30.04.2004, Forschungsprojekt Wissenschaftliche Untersuchung zur Situation von Frauen und zum Beratungsangebot nach einem Platzverweis bei häuslicher Gewalt - Platzverweis- Beratung und Hilfen. Im Auftrag des Sozialministeriums Baden-Württemberg, Online unter: http://www.soffi-f.de/files/u2/PV-Abschlussbericht_2004.pdf (Zugriff: 16.11.2017)

Helfferrich, C. 2014: Leitfaden- und Experteninterviews. In: Bauer, N./ Blasius, J. (Hrsg.): Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Wiesbaden: Springer VS

Honneth, A. 2010: Verwilderungen. Kampf um Anerkennung im frühen 21. Jahrhundert. In: APUZ, H.1-2

Honig, M. 1986: Verhäuslichte Gewalt, Sozialer Konflikt, wissenschaftliche Konstrukte, Handlungswissen, Alltagssituationen. Eine Explorativstudie über Gewalthandeln in der Familie. Frankfurt am Main

Hopf, C. 2013: Qualitative Interviews. In: Flick, U./ Kardorff E. von/ Steinke, I. (Hrsg.) Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 10. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH

Johnson, M. 1995: Patriarchal terrorism and common couple violence. In: Journal of Marriage and the Family. Vol. 57. No. 2

Kaluza, G. 2002: Stressbewältigung In: Schwarzer, R./ Jerusalem, M./ Weber, H.(Hrsg.): Gesundheitspsychologie von A bis Z. Ein Handwörterbuch. Göttingen; Bern; Toronto; Seattle: Hogrefe Verlag, 578-577

Kavemann, B./ Leopold, B./ Schirmacher, G./ Hagemann-White, C. 2001: Modelle der Kooperation gegen häusliche Gewalt. "Wir sind ein Kooperationsmodell, kein Konfrontationsmodell". Ergebnisse der wissenschaftlichen Begleitung des Berliner Interventionsprojekts gegen häusliche Gewalt (BIG)- Universität Osnabrück. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.), Schriftenreihe Bd. 193

Kaselitz, V./ Lercher, L. 2002: Gewalt in der Familie - Rückblick und neue Herausforderungen. Gewaltbericht 2001. In: Bundesministerium für soziale Sicherheit und Generationen. Wien. Online unter:
https://www.gewaltinfo.at/uploads/pdf/bmask_gewaltbericht_2002.pdf (Zugriff: 6.11.2017)

Kowal, S./ O'Connell, D. C. 2013: Transkription. In: Flick, U./ Kardorff, E. von/ Steinke, I. (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 10. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH

Lamnek, S. 2005: Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch. 4. Auflage. Weinheim: Psychologie Verlags Union

Lamnek, S. 2010: Qualitative Sozialforschung. 5. Auflage. Weinheim; Basel: Beltz

Lamnek, S./ Luedtke, J./ Ottermann, R./ Vogl, R. 2013: Tatort Familie. Häusliche Gewalt im gesellschaftlichen Kontext. 3. Auflage. Wiesbaden: Springer VS

Lamnek, S./ Luedtke, J./ Ottermann, R./ Vogl, R. 2013: Tatort Familie. Häusliche Gewalt im gesellschaftlichen Kontext. 2. Auflage. Wiesbaden: Springer VS

Lazarus, R. S. 2005: Stress, Bewältigung und Emotionen: Entwicklung eines Modells In: Rice, V. H. (Hrsg.): Stress und Coping. Lehrbuch für Pflegepraxis und -wissenschaft. Bern: Verlag Hans Huber, Hogrefe AG, 1. Auflage, 231-263

Lazarus, R. S./ Folkman, S. 1984: Stress, Appraisal, and Coping. New York: Springer Publishing Company

Lazarus, R. S./ Launier, R. 1981: Streßbezogene Transaktionen zwischen Person und Umwelt In: Nitsch, J. R (Hrsg.): Stress. Theorien, Untersuchungen, Massnahmen. Bern; Stuttgart; Wien: Verlag Hans Huber, 213-258

Leppin, A. 1997: Streßeinschätzung, Copingverhalten und Copingerfolg: Welche Rolle spielen Ressourcen? In: Tesch-Römer, C./ Salewski, C./ Schwarz, G. (Hrsg.): Psychologie der Bewältigung. Weinheim: Beltz Psychologie Verlags Union, 196-208

Mayring, P. 1996: Einführung in die qualitative Sozialforschung. 3. Auflage. Weinheim: Psychologie Verlags Union

Mayring, P. 2002: Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken. 5. Auflage. Weinheim; Basel: Beltz

Mayring, P. 2010: Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. 11. Auflage. Weinheim; Basel: Beltz

Middecke-Sartorius, B. 2003: Häusliche Gewalt. In: Solwodi e.V. (Hrsg.): Grenzüberschreitendes Verbrechen - Grenzüberschreitende Zusammenarbeit. Schutz, Beratung von Gewalt- und Menschenhandelsopfern. Ein Handbuch für die Praxis. Norderstedt: Books on Demand

Meuser, M./ Nagel, U. 1989: Experteninterviews- vielfach erprobt, wenig bedacht- Ein Beitrag zur qualitativen Methodendiskussion. Arbeitspapier Nr. 6 In: Bremen: SFB

Meuser, M./ Nagel, U./ 2009: Das Experteninterview- konzeptionelle Grundlagen und methodische Anlagen. In: Pickel, S./ Pickel, G./ Lauth, H.-J./ Jahn, D. (Hrsg.): Methoden der vergleichenden Politik- und Sozialwissenschaften. Neue Entwicklungen und Anwendungen. Wiesbaden: VS. S. 465-480

- Müller, U./ Schröttle, M. 2004: Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland. Eine repräsentative Untersuchung zu Gewalt gegen Frauen in Deutschland. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.). Online unter: <https://www.bmfsfj.de/blob/84328/0c83aab6e685eeddc01712109bcb02b0/langfassung-g-studie-frauen-teil-eins-data.pdf> (Zugriff: 23.11.2017)
- Myke, E./ Jordan, M. 2010: Häusliche Gewalt. Hintergründe verstehen, Betroffene begleiten und unterstützen. In: Färber, H. / Seyfarth, T./ Blunck, A./ Vahl-Seyfarth, E./ Leibfritz, J. (Hrsg.): Umgang mit Lebenskrisen. Verstehen - Begleiten - Bewältigen. Mössingen: KBF
- Nunner-Winkler, G. 2004: Überlegungen zum Gewaltbegriff. In: Heitmeyer, W./ Soeffner, H.G. (Hrsg.) 2004: Gewalt. Entwicklung, Strukturen, Analyseprobleme. Frankfurt a. M.
- Peichl, J. 2008: Destruktive Paarbeziehungen. Das Trauma intimer Gewalt. Stuttgart: Klett-Cotta
- Rabe, H. 2007: Rechtlicher Schutz für Kinder vor häuslicher Gewalt. In: Kavemann, Barbara (Hrsg.) Handbuch Kinder und häusliche Gewalt. Wiesbaden: VS, 1. Auflage
- Schirmer, D. 2009: Empirischen Methoden der Sozialforschung. Paderborn: Wilhelm Funk
- Schröder, K. E. E./ Schwarzer, R. 1997: Bewältigungsressourcen In: Tesch-Römer, C./ Salewski, S./ Schwarz, G. (Hrsg.): Psychologie der Bewältigung. Weinheim: Beltz Psychologie Verlags Union, 174-195
- Schröer, W. (1999): Sozialpädagogik und die soziale Frage. Weinheim.
- Stövesand, S. 2007: Mit Sicherheit Sozialarbeit! o.O. LIT Verlag
- Tewes, U./ Wildgrube, K. 1992: Psychologie Lexikon. München; Wien. R. Oldenbourg Verlag GmbH
- Ueckerth, L. 2014: Partnergewalt gegen Frauen und deren Gewaltbewältigung. Herbolzheim: Centaurus Verlag & Media UG
- UN Women a: Im Überblick: Beendigung der Gewalt gegen Frauen und Mädchen. Online unter: https://www.unwomen.de/fileadmin/user_upload/schwerpunktthemen/Factsheets/UN_W_Brief_Gewalt-gegen-Frauen_A4_web.pdf (Zugriff am: 28.06.2018)

UN Women b: Beendigung der Gewalt gegen Frauen. Online unter: <https://www.unwomen.de/schwerpunkte/beendigung-der-gewalt-gegen-frauen.html> (Zugriff am: 28.06.2018)

Velten, P. 1996: Plädoyer für eine "Vollstreckungsklausel" in den Fällen "häuslicher" Gewalt gegen Frauen, in Streit 3

Weber, H. 2002: Ressourcen In: Schwarzer, R./ Jerusalem, M./ Weber, H. (Hrsg.): Gesundheitspsychologie von A bis Z. Ein Handwörterbuch. Göttingen; Bern; Toronto; Seattle: Hogrefe-Verlag, 466-469

Zander, K.: re-empowerment, re-empowerment e.V. - Frauen gegen Partnergewalt, Online unter: www.re-empowerment.de (Zugriff: 6.11.2017)

Abbildungs- und Tabellenverzeichnis

Abbildung 1:

http://www.autonome-frauenhaeuserzif.de/sites/default/files/page_attachment/Das%20Rad%20der%20Gewalt.pdf
(Zugriff: 22.01.2018)

Abbildung 2:

Peichel, J. 2013 : Destruktive Paarbeziehungen: Das Trauma intimer Gewalt, Klett-Cotta, Stuttgart

Abbildung 3:

Müller, Schröttle 2004: Müller, U./ Schröttle, M. 2004: Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland. Eine repräsentative Untersuchung zu Gewalt gegen Frauen in Deutschland. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.); Online unter: <https://www.bmfsfj.de/blob/84328/0c83aab6e685eeddc01712109bcb02b0/langfassung-studie-frauen-teil-eins-data.pdf> (Zugriff. 25.01.2018), Seite 236

Abbildung 4:

Müller, Schröttle 2004: Müller, U./ Schröttle, M. 2004: Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland. Eine repräsentative Untersuchung zu Gewalt gegen Frauen in Deutschland. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.); Online unter:

<https://www.bmfsfj.de/blob/84328/0c83aab6e685eeddc01712109bcb02b0/langfassung-g-studie-frauen-teil-eins-data.pdf> (Zugriff. 25.01.2018), Seite 276

Abbildung 5:

Hellbernd, H./ Branzk, P./ Wieners K./ Maschewsky-Schneider, U. (2004): Häusliche Gewalt gegen Frauen: gesundheitliche Versorgung. Das S.I.G.N.A.L-Interventionsprogramm. Handbuch für die Praxis, wissenschaftlicher Bericht; gefördert durch das BMFSJ, Berlin; Online unter:

http://www.gbebund.de/gbe10/abrechnung.prc_abr_test_logon?p_uid=gast&p_aid=0&p_knoten=FID&p_sprache=D&p_suchstring=11690 (Zugriff: 22.01.2018)

Abbildung 6:

Müller, Schröttle 2004: Müller, U./ Schröttle, M. 2004: Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland. Eine repräsentative Untersuchung zu Gewalt gegen Frauen in Deutschland. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.); Online unter:

http://www.gbebund.de/gbe10/abrechnung.prc_abr_test_logon?p_uid=gast&p_aid=0&p_knoten=FID&p_sprache=D&p_suchstring=11690 (Zugriff: 22.01.2018) Seite: 283

Eidesstaatliche Erklärung

Ich versichere, dass ich die vorliegende Arbeit ohne fremde Hilfe selbstständig verfasst und nur die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt habe. Wörtlich oder dem Sinn nach aus anderen Werken entnommene Stellen sind in allen Fällen unter Angabe der Quelle kenntlich gemacht.

Ort, Datum

Unterschrift